



Nº 32.

Aus Zeit und Leben.

Die Vorgänge auf Kreta.

Nach photographischen Aufnahmen von Rich. G. Krüger in Kanea.

Obwohl der offene Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und Griechenland in jüngster Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit dem Schauplatz des feindlichen Aufeinanderstoßes an der griechisch-türkischen Grenze zugelenkt hat, konnte während der letzten Wochen nicht unbeachtet bleiben, was an dem ursprünglichen Herd des Zwiespalts, auf der Insel Kreta, vorging. Trotz aller von den europäischen Mächten getroffenen Maßregeln haben hier die Kämpfe zwischen den Insurgenten und den türkischen Truppen ununterbrochen ihren Fortgang genommen. Fast Tag für Tag kam es zu Scharmützeln, die in der Regel mit Plünderungen endeten; Armut und grenzenloses Elend ergriffen immer weitere Kreise. Die Insurgenten zogen ihre Streitkräfte zum Teil nach der von dem Kap Spada oder Spatha beherrschten Landzunge zusammen, wo das Kloster Gogna oder Gonia am Golf von Kanea ihren Sammelplatz bildete, zum Teil nach der Halbinsel Akrotiri, wo die Aufständischen ihr Zentrum in dem Kloster Nja Triada (zur heiligen Dreifaltigkeit) fanden. Die christlichen Weiber und Kinder wurden nach dem 250 Meter über dem Meerespiegel gelegenen Kloster Njo Zanni (Sankt Johannes) im nördlichen Teile von Akrotiri geschafft. Besonders kritisch gestaltete sich die Sachlage um die Mitte des



Kloster Gonia. Sammelplatz der Insurgenten auf Kap Spada.

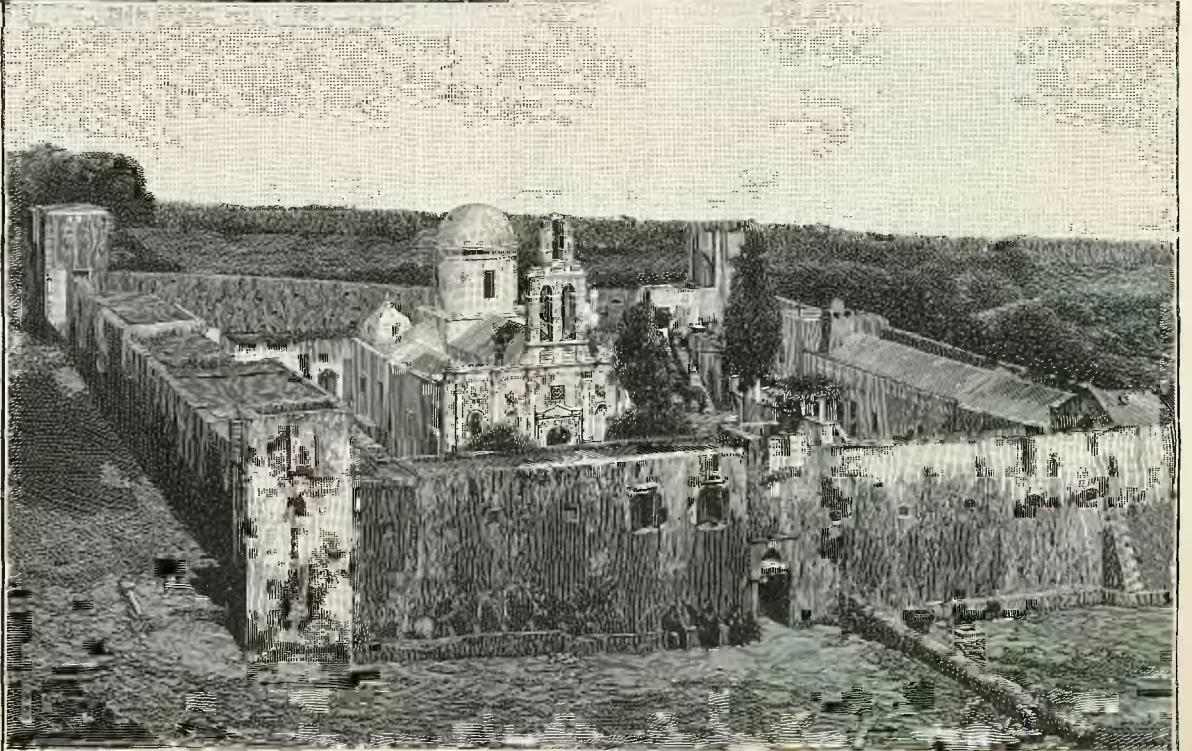
war mit 12 000 Livres (circa 220 000 Mark) vorgeesehen. Obwohl der von der Pforte selbst eingesetzte christliche Gouverneur, Karatheodory Pascha, diese finanzielle Beihilfe von Reichswegen dringend befürwortete, wollte man in Konstantinopel auf den Vorschlag nicht eingehen. Man sandte dem Gouverneur nur eine einmalige Subvention von 10 000 Livres, und als Karatheodory dann, um den dringendsten Verpflichtungen genügen zu können, die Aufnahme einer von der Verwaltung der türkischen Dette publique zu garantierenden kretischen Anleihe von 120 000 Livres empfahl, erhielt er überhaupt keine Antwort weiter. Und doch hatten sich unter der bisherigen Willkürherrschaft die monatlichen Ausgaben in Kreta im Jahre 1895—96 auf 7000 Livres belaufen, während die Durchschnittseinnahmen damals schon 2000 Livres nicht überstiegen. Es dürfte für Kreta — die Herstellung einer geordneten Verwaltung vorausgesetzt — leichter sein als für die Pforte, eine Anleihe in der bezeichneten Höhe aufzunehmen. Eine Gruppe griechischer Banquiers hatte sich denn auch damals zur Vorstreckung des gewünschten Geldes bereit erklärt. Ob aber heute, nach der durch den Aufstand verursachten enormen Vermehrung der öffentlichen Schuld, die griechischen „Patrioten“ noch bereit sein würden, das autonome Kreta durch Gewährung eines Darlehens aus seinen Finanznöten zu reissen, erscheint sehr fraglich.



Kloster Nja Triada (heilige Dreieinigkeit). Zentrum der Insurgenten auf Akrotiri.

Monats April. Am 19. wurden die am Eingang der Sudabai gelegene Sudabai und das Fort Izzedin durch Hissung der Flaggen der sechs Großmächte unter deren Schutz gestellt. Außer dem genannten Fort wurde an demselben Tage noch der türkische Posten auf Akrotiri von den europäischen Truppen besetzt.

Nachdem alle europäischen Kabinette ihre Zustimmung erteilt haben, daß die Blockade von Kreta aufrecht erhalten werde, erscheint es zweifellos, daß die Großmächte an der Lösung der einmal übernommenen Aufgabe, Kreta volle Autonomie zu verschaffen und die christlichen Bewohner vor der türkischen Mißregierung, die mohamedanischen aber vor dem Fanatismus ihrer christlichen Landsleute zu schützen, nach wie vor arbeiten werden. Da aber eine gute Politik von guten Finanzen abhängt, so wird auch der Erfolg wesentlich von der Beantwortung der Frage abhängen, ob die kulturell noch wenig entwickelte Insel im Stande sein wird, die Kosten der autonomen Verwaltung ohne Steuerüberbürdung zu tragen. Nach dem Budgetentwurf für 1895—96, welcher unter Mitwirkung der damals zusammenberufenen Nationalversammlung aufgestellt wurde, sollten die Ausgaben der Insel sich in jenem Jahr auf 8 578 763 Piaster (etwa 1 256 800 Mark) belaufen, was der türkischen Verwaltung gegenüber eine Reduktion von rund 2 700 000 Piaster oder 405 000 Mark ausmachen würde. Eine 1890 eingeführte Zuschlagsteuer zur Salz-, Stempelmarken- und Tabaksteuer sollte dabei zur allmählichen Begleichung eines durch die früheren Aufstände hervorgerufenen Defizits von 120 000 Livres (nicht ganz 2 200 000 Mark) dienen, von dem die Insel selbst die kleinere Hälfte zu übernehmen gedachte, während die größere der kaiserlich-ottomanischen Staatskasse zur Last fallen sollte. Der jährliche Amortisationsbetrag



Kloster Njo Zanni (heiliger Johannes) auf Akrotiri. Zufluchtsstätte der christlichen Weiber und Kinder.

Literatur.

— Mit der von ihm begründeten „Zeitschrift für Bücherfreunde, Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen“ (Böhlgen & Klopfer in Bielefeld und Leipzig), unternimmt Fodor von Zobelitz, der bekannte Romandichter, den dankenswerten Versuch, für die bibliophilen Kreise Deutschlands ein Organ zu schaffen, das zugleich auch seinem ganzen Inhalte nach geeignet erscheint, das Interesse des größeren gebildeten Publikums für Buchwesen und Buchkunde und die graphischen Künste zu wecken und zu heben. Die Zeitschrift schlägt einen frischen und anregenden Ton an und beschränkt sich nicht nur auf bibliographische Einzelheiten, sondern berücksichtigt neben dem Antiquarisch-Historischen auch das Buchgewerbe der Gegenwart in seiner frisch aufblühenden künstlerischen Betätigung. Damit erhebt sich die „Zeitschrift

für Bücherfreunde“ weit über den Standpunkt eines Fachblattes im engeren Sinne und macht sich zum Organ der ganzen gebildeten, bücher- und kunstliebenden Welt.

— Seinem vor einigen Monaten von uns besprochenen Buche „Aus Frik Reuters jungen und alten Tagen“ (Bismar, Günther'sche Hofbuchhandlung) hat Karl Theodor Gaedert, der gründlichste aller Reutersforscher, einen neuen Band folgen lassen. Gleich dem ersten enthält er eine Menge anziehender Aufschlüsse über des Dichters Leben, die Personen seiner Umgebung und die Originale, die ihm für die Figuren seiner Schriften als Modell gedient haben. Um von vielem einiges hervorzuhoben, erwähnen wir den würdigen Kister Suhr in Zabel, die „latten Druwäppel“ Eining und Mining, vor allem aber den wackeren Oberlieutenant v. Bülow, den Kommandanten der Festung von Dmih, und seine Familienangehörigen. Was Gaedert über diesen menschen-

freundlichen Mann und Reuters Liebesidyll aus den letzten Jahren der „Festungsbild“ mitteilt, bildet einen hochinteressanten Beitrag zur Kenntnis des großen plattdeutschen Humoristen. Frida v. Bülow, welcher die Neigung des armen Gefangenen galt, hat diesem Anbeter sich recht spröde gezeigt, und es fügte sich, daß Reuter sie im späteren Leben nie wieder sah, obwohl er wiederholt in persönlichen Verkehr mit ihren Schwestern trat. So scheint es fast, als habe sie ihren alten Verehrer absichtlich gemieden, aber nachdem er gestorben war, da suchte sie doch sein Grab auf und schmückte es mit einem Kranze. Auch der neue Band ist reich an gemüthvollen und heiteren Zügen, er bringt viele bisher ungedruckte Gedächtnisse Reuters und ist von zahlreichen Abbildungen begleitet, die zum beträchtlichen Teile Zeichnungen des Dichters wiedergeben, andernteils ältere Illustrationen zu seinen Werken neu vorführen.

Seiden-Damaste Mk. 1.35

bis Mk. 18.65 p. Met. und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie schwarze, weisse u. farbige Henneberg-Seide v. 60 Pfg. bis Mk. 18.65 per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste u. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins u.)

Seiden-Damaste v. Mk. 1.35 — 18.65 Seiden-Foulards bedruckt v. 95 Pfg. — 5.85

Seiden-Bastkleider p. Mode „ „ 13.80 — 68.50 Ball-Seide „ 75 „ — 18.65

per Meter. Seiden-Armées, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesses, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken- und Fahrenstoffe u. u. porto- und steuerfrei ins Haus.

— Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. u. K. Hoflieferant).

Allgemeine Gartenbau- Ausstellung

HAMBURG

1897

Mai-Oktob.

Eisenpulver

Dr. Dernehl'sches. Seit 30 Jahren rühmlich bekannt und beliebt. Schachtel 1.50. Uebliche 3 Sch. 4.25 Mk. Vorrätig in vielen Apotheken. Nur echt mit Schutzmarke. Hauptniederlage Königl. Pr. Apotheke zum weissen Schwan, Berlin, Spandauerstrasse 77. Kein Geheimmittel.

= Sehr billige = Verzeichnis unserer wohlfeilen Roman-Unterhaltungslektüre. Ausgaben für die Reize und Daheim durch jede Buchhandlung oder direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

50% Gewichtsersparniss!

MÄDLER'S PATENT-KOFFER

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.



Filialen: LEIPZIG, Peters Str. 8. BERLIN W., Leipziger Str. 101/2. HAMBURG, Neuer Wall 84. LEIPZIG-LINDENAU.

Fürs Ausland Wiederverkäufer gesucht. Moritz Mädler.

Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

in Sopha- und Salongröße, à 3.75, 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prospekt gratis!

Sophastoffe auch Kesse reizende Neuheiten, billig! Proben franco.

Teppichhaus Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Aug. Spangenberg, Berlin SO. Neanderstr. 3e. Strassentürstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkissen, z. Schlafen 120 v. Lag. Tragstühle.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Beholdungen: Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und hors concours. Austausch gratis und franco. Man schreibe an Dr. Cléry in Marseille (Frach.).

Leonhardi's

Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf staatliche Prüfung.

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

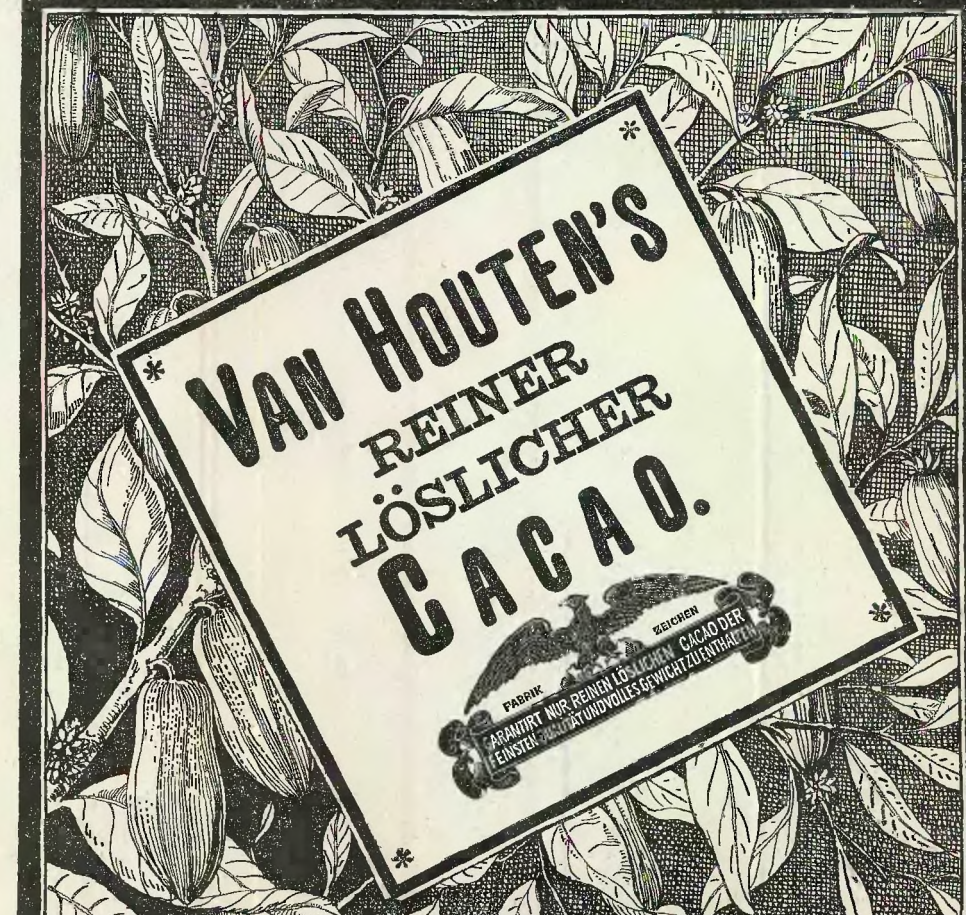


Schutz-Mark Trade Mark

D.R.M.S. Nr. 13867

VAN HOUTEN'S

REINER LÖSLICHER CACAO.



FAHRIK ARABIAUT NUR REINEN LÖSLICHER CACAO DER FEINSTEINEN PRÄPARATION UND VOLLES GEWICHT ZU ENTHALTEN

Glasen-Kuchlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichnungen, u. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

CHOCOLADEN CACAO'S, Biscuits, Cakes

von B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Sommerprossen

verschwinden vollkommen in 7 Tagen mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3.50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Weg durch:

Theodor Lechky, dipl. Apoth. in Prag, Brenntegasse 18.

Hochverzinsliche Geldanlagen

A. Bauer, Turin.

Die zweckmäßigst. u. billigst. Holzwohle-Binden f. Hämorrhoidalektomie u. Damen liefert zu M. 1.120 u. 1.35 p. Dtd. (bei 10 Dtz. 25% Rabatt), einf. Gürtel dazu 40 Pfg. Gürtel u. Dr. Gröde, Dr. Fürst, hygien. Beinkleid.

Emil Schäfer, Verbundstoff-Fabrik, Chemnitz.

Kolossaler Erfolg Für Angler Fisch-Witterung

Das vollkommenste Lockmittel für alle Fische. Preis per Glas nebst Gebrauchs-Anweisung Mark 2.50.

Malchow a. d. Ob. Seen, Mecklenburg. Oscar Busse, chemische Fabrik.

Kinetograph u. Films

(Lebende Photographie)

Abelbilder u. Apparate

für Kinetograph liefert die Fabrik von W. Sageborn, Berlin S.W., Alte Jacobstr. 5. Preislisten gratis und franco.

Sie sparen

fast die Hälfte, wenn Sie Ihre (Glacé-) Handschuhe, (Stoff-) Strümpfe, Socken etc. von Paul E. Droop, Chemnitz, C. Fabrik und Versandhaus, direct beziehen. Illust. Katalog u. Farbkarte gratis u. franco zu Diensten.

Crème Grollich u. Grollichseife Preis 2 Mark.

Sie grämte sich

wegen ihres unschönen, durch Sonnenbrand, Rote und Miltesser entstellten Teints. — Aber kannte denn dieses Fräulein Crème Grollich und Grollichseife nicht? Diese Mittel sind preisgekrönt und haben sich einen Weltruf erworben! Crème Grollich beseitigt schnell und sicher Hautunreinigkeiten und konserviert den Teint bis in's hohe Alter. Preis Mk. 2. — Haupt-Depôt in der Engeldrogerie Joh. Grollich in Brünn (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern oder Drogisten.



78. Band.
Neununddreißigster Jahrgang.
Oktober 1896—1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Erich Schubert in Stuttgart.

Quitt!

Roman von

Johannes Richard zur Meege.

XVIII.

Jeder blinkte traulich der Leich, die weißen Birkenstämme glänzten, und die junge Menschenbrut johlte im kindischen Spiele. Die Comtesse hatte keine Herrengelüste mehr, sie sah nur scheu nach der Seite und war froh, als sie zur Stelle war. Das Insthaus lag hart am Wald, ein altes Haus noch, niedrig, mit spikem Schindeldach und der unsinnigen Verschwendung von Holz in Sparren und Gebälk, wie's vor Zeiten Brauch. Blinde Schieffenster, dahinter im Wasserglase blühende Zweige, eine Kasse, die zusammengekauert sich konnte. Auf der ausgetretenen Holzschwelle saß eine alte, taube Frau und beobachtete stumpfsinnig ein angepflücktes Schwein, das grunzend die Grasnarbe aufriß. Daneben war ein aus Latten unordentlich zusammengeklammerter Hühnerstall und ein Gemüsegarten mit schadhaftem Zaune. Alles sprach von gemüthlichem Schmutz: der Geruch von Erde, Winterkohl, vermoderstem Holz lag wie eine stagnierende Schicht darüber, und der Nadelduft vom Walde kämpfte Sommer und Winter ohnmächtig dagegen.

„Die andern Wohnungen sind viel besser,“ entschuldigte sich die Comtesse, „das sind Gampescheimer Leute, die gerade hier hineinwohnten. Sie sind's nicht anders gewöhnt, und der Schmutz zog sie an.“ Als sie an der alten Frau mit einem flatternden Huhn vorüber ins Haus traten, da erfasste Marie ein unsagbares Grauen, als wenn sie über die Schwelle des Todes träte. Die Stube selbst beruhigte sie sofort. Holzschelte flammten im Ofen, ein Wassertopf brodelte, eine dicke Frau wiegte ein schmutziges Bettpaket, aus dem lallende Laute klangen. Die Stube war wie die andern auch, vielleicht ein wenig schmutziger, ein wenig finsterner. Da stand das Himmelbett mit dem rothkarierten Bezüge, der Webstuhl mit seinem Delgeruch; an der Kalkwand hing die Soldatenmütze über bunten Kalenderbildern, vom Wandregal blinkten Teller. Sie kannte diese Wohnungen von Jugend auf und verabscheute sie nicht, ja, sie erinnerte sich sogar mit Vergnügen eines Kartoffelpuffers, den sie hier als Kind und verbotenerweise verschlungen: er hatte köstlich geschmeckt. Nur der Geruch!

Der Geruch von dumpfigen Betten, Kinderwäsche, Resten des Mittags, der ihre verwöhnte Nase von Mal zu Mal mehr empörte. Aber da half ja kein Ermahnen, nicht die größten Fenster, nicht die höchste Decke. Licht, Wärme — nur keine frische Luft! Die hatten sie ja draußen zur Genüge. In dieser dumpfen, unreinen Luft sollten dieselben menschlichen Gefühle wohnen können, wie in ihrem duftenden Boudoir? Liebe, die reine Liebe, die reine Freude? Nein! Für die abgestumpften Sinne dieser Halbmenschen gab's eben nur die dumpfe Brutalität, den Hunger, die trunkene Freude! Voja hatte doch recht — hier war sie überflüssig.

Die dicke Frau war aufgestanden: „Ach, Herr Baron, daß Sie schon wiederkommen! . . . Aee, es geht schlecht mit unserm Kandel, er kennt mir gar nicht mehr! Und die Medizin will er schon gar nicht nehmen. Daß die gnädige Comtesse auch so gut sind! . . . Es ist ja unser einziger Junge; der half dem Vater schon immer so schön im Stall, und übers

Jahr hätte er gewiß im Scharwerk arbeiten können . . . ach Gott, ach Gott! Der Schäfer war auch schon da und meinte: „Den Jungen kriegt ihr nicht wieder auf die Beine.“ . . . Warum mußte der Bengel auch so ungezogen gegen die gnädige Herrschaft sein? Und die gnädige Herrschaft sind doch so gut! Die Anna hat noch die Puppe von den vorigen Weihnachten — die ist noch wie neu, nur ein bißchen am Ohr ist abgegangen. Und wie sich das Kind damit hat! Die gnädige Comtesse können die Puppe sehen: noch ganz wie neu!“

Marie blieb kalt bei der Erzählung. Das war diese weinerliche, kritiklose Mutterliebe, die feines Empfinden immer abstößt, das war dieser wirre, kleine Ideenkreis, den der Gebildete nicht begreift, das waren diese wie bei Wilden und Kindern wechselnden Stimmungen, diese niedrige Schmeichelei inmitten eines großen, vielleicht fassungslosen Schmerzes. Der Frau rollten die dicken Thränen über die Backen, und sie trocknete sie mit der Hand. Dann lächelte sie wieder linksch — und dann glückte sie wieder hinter ihrer blauen, fettigen Schürze.

Ja, wo hörte denn der echte Schmerz auf, wo begann die verschleierte Bettelei um Mitleid und Almosen? Dem gegenüber hatte die Comtesse nicht einmal ein tröstendes Wort, sie reichte nur gleichgültig die Hand zum Kusse.

Aber der Doktor war hier so ganz anders! Nichts von der bissigen Ironie, die er mit Hasso gemein hatte, ganz einfach gab er sich, gemüthlich sogar. „Na, Fräuchen, Kopf hoch, wir werden ihn schon durchkriegen. Das stirbt sich nicht so rasch! Die Gräfin hier wird die große Güte haben, alle zwei Stunden zu kommen, und Ihnen sagen, was Sie zu thun haben . . . Und nun zum Patienten!“

Sie traten vor das Himmelbett. Aus den lastenden Decken sah ein gedumfener, unschöner Kinderkopf. Klebriger Schweiß lag auf dem blauroten Gesichte und dem feuchten Flachshaare; jetzt öffneten sich ein Paar ausdruckslose graue Augen. Die Frau strich dem Jungen mit der rauhen Hand über die Backen: „Min Söhnken, min Söhnken, erkennst nicht den Herrn Doktor und die gnädige Comtesse?“

Als Antwort krümmte sich der magere Körper, die Lippen murrten, der Kranke hatte keine Besinnung mehr. Mit einer geschickten Bewegung der schmalen Hand öffnete Voja das grobe Leinenhemd und schob einen Thermometer in die Achselhöhle. Dann fühlte er den Puls. Aengstliche Blicke richteten sich auf ihn und das Kind.



Nach einer Originalphotographie von Reichard & Lühner in Berlin.

Handwritten signature of Johannes Richard zur Meege.

„Es ist nicht schlimm,“ beruhigte er. Darauf ging die Frau auf Strümpfen weg. Marie sah ihr nach und schüttelte den Kopf. Wie konnte die Mutter jetzt ans Wesper denken? Sie schnitt riesige Scheiben vom Brotlaib, rührte in einem Kochtopf. „Ich muß meinem Mann das Wesper hinbringen,“ entschuldigte sie sich, „wenn die gnädige Comtesse erlauben — ich komme gleich wieder.“

Das war wieder der dumpfe, tierische Instinkt, diese alltägliche Pflicht, die das Gefühl tötet. Der Sohn lag zu Hause auf den Tod, und der Vater auf dem Felde konnte arbeiten, essen! Die Frau war hinausgeschlüpft, Holzpantinen klappten am Fenster vorüber, der Kranke stöhnte auf.

„Wie geht's ihm?“ fragte ruhig die Comtesse. Es konnte ja nicht schlimm sein. Die Mutter wäre dann doch nicht gegangen, der gemeine tierische Mutterinstinkt hätte sie gehalten. Loya hielt den Thermometer in der Hand und schüttelte den Kopf. „Wierzig Grad um vier Uhr. Wir bringen ihn kaum durch.“ Die Antwort war so unerwartet ernst, daß Marie sprachlos den Arzt, dann den Kranken ansah.

„Kann ich jetzt was helfen?“

„Gewiß, Comtesse, laufen Sie fort nach dem Hofe, nach altem Cognac und frischen Laken. Ich würde selbst gehen, aber der Arzt ist nötiger hier.“

Sie lief davon wie ein Schulmädchen und kam auch gleich atemlos mit einer verstaubten Flasche Louis XIII. zurück. „Das ist das Beste, was es überhaupt giebt, sagte Papa. Geht's jetzt besser?“ fragte sie angstvoll.

Loya zuckte die Achseln und hielt ruhig ihren geängstigten, leidenden Blick aus. „Wenn der Alkohol das Fieber zwingt, ja.“ Während sie unruhig im Zimmer auf und ab ging, streichelte er die heiße Hand des Kranken, und ein so ungewohnter Ausdruck von Herzengüte erschien dabei auf seinem energischen Gesicht, daß Marie ihm vieles abbat. „Sehen Sie, Comtesse, zweierlei kann ich nun einmal nicht sehen: Tiere quälen und Kinder sterben.“

Da war's der Comtesse, als wenn graue Schatten über das Zimmer hinsinken und etwas Gespenstisches nahte. „Kann ich denn gar nichts helfen?“ fragte sie verzweifelt. „Wenn ich einen Professor aus Kaiserberg holte? Ich schicke sofort einen reitenden Boten nach der Post. Er kann noch mit dem Nachtzuge hier sein.“

„Er würde doch nicht vor morgen kommen. Bis dahin thut eben der Alkohol seine Pflicht oder nicht,“ antwortete er ohne Empfindlichkeit.

Die Thür knarrte leise, die Frau schlich ins Zimmer.

Ein paar ärztliche Vorschriften, ein paar beruhigende Worte von einer Güte, die Marie dem „Geiube“ nie zugetraut — dann gingen sie wieder. „Es ist besser so,“ erklärte er draußen. „Man macht die Leute nur ängstlich und kann doch nichts helfen. Meine ärztliche Kunst ist mit den simplen Einrichtungen auf einige Stunden erschöpft.“

Schweigend hatte die Comtesse zugehört, schweigend ging sie neben ihm nach dem Herrenhause.

XIX.

Es schien, als wenn der Besuch heute nicht aufhören wollte. Gampesch und Naksfeld waren gekommen und saßen beim Thee, der Bräutigam ein wenig beleidigt, reserviert auch der Braut gegenüber. Naksfeld drehte sich gleichgültig eine Zigarette, als Marie mit zuckender Lippe von dem schweren Fall sprach. „So seid Ihr also wieder mal Vorschens reitender Engel, Loya! Und die schöne Cousine heilige Elisabeth Numero zwei? Uebrigens höchst ehrenwert, Mieke. Nun kann ich mir wenigstens vorstellen, wie wässerig's bei meinem Leichenbegängnis erst hergehen wird.“

„Nicht zu frivol, Naksfeld!“ mahnte Loya ernst. „Ich begreife die Comtesse vollkommen.“

Mit quorem Blick schielte Gampesch zum Sprecher herüber. Zum erstenmal im Leben gefiel Loya der Comtesse beinahe besser wie der Bräutigam. Naksfeld lehnte sich im Schaukelstuhl zurück. „Ja, der Tod ist doch ein merkwürdiger Bursche. Zu den gewöhnlichen Leuten kommt er unangemeldet, brutal; bei uns hat er immer Angst vor dem Diener, der ihn an die Luft setzen könnte, und klopft zuerst bescheiden an. „Verzeihen Sie, hier ist ein kleiner

Wechsel!“ Zahlen kann man natürlich nicht, denn da ist eine haarsträubende Summe von Niederlichkeit, Schloßabzüge und importierte Zigarren gar nicht gerechnet. Darauf schiebt der Mann mit der Spitze kleinlaut wieder ab, wie ein anständiger Bucherer, der sich genau orientiert hat, wie viel Prolongationszinsen noch herauszuschlagen sind. Aber Angst hat man vor dem alten Kerl! Denn er kommt pünktlich wieder mit seinem Papierchen, und zu guter Letzt holt einen doch der Teufel.“

Niemand antwortete. Nur Gampesch zog ein sauerfüßiges Gesicht und bat Marie auf einen Augenblick ins Boudoir.

Wieder standen die beiden auf dem weißen Felle vor dem Kamin. Die Rollen waren getauscht. Er machte ihr liebenswürdige Vorstellungen, streichelte, küßte sie, und sie war von fast abstoßender Kälte. Vorwürfe? Liebkosungen? Sie konnte nur bei seinem Bemühen bitter lächeln. Wenn die großen Fragen des Lebens sie schieden, war der Kuß dann die Brücke? Als er sie so kalt, so sicher sah, wählte er, einem tauben, unwilligen Ohre zu predigen, nicht einem scharfen, feindlichen. Er wollte den letzten Trumpf ausspielen — sich selbst — und spielte den schlechtesten. Damals, damals in jener seltsamen Dämmerstunde, im schwülen Moment der Leidenschaft, wo sie alles zu geben bereit war, Herz, Sinne . . . weil sie darin allein die Rettung fühlte für sich und für ihn — hatte er gezaubert. Und das vergiebt das Glück nie!

„Lieber Schak, wenn sich solche Gegensätze zwischen uns herausbilden . . . allerdings bin ich beleidigt, empört sogar,“ fuhr er erregt fort. „Ihr verabschiedet ganz unmotiviert einen verdienten Arzt, holt diesen Stromer . . . ja, wenn es ein Prinzip ausdrücken soll — meinetwegen! Vorläufig hat noch dein Vater zu entscheiden in allen solchen Fragen, später, liebes Kind, hab' ich's. Sobald die Klugheit, die Sorge für dich zu nichts weiter führen soll als zum Gegenteil, dann, Mieke, stelle ich die Kabinettsfrage.“ Er hatte einen Aufschrei erwartet oder das mimosenhafte Erschauern ihrer ganzen Natur; dafür lag lag ein kalt lauernder Ausdruck in ihren Augen, der eine rätselhafte Ergänzung erhielt durch den milden Zug um den Mund.

„Gewiß, Arthur, du oder ich! Du denkst, es reizt mich, den Pantoffel zu schwingen? Ich bin viel älter geworden, und du hast es gar nicht gemerkt. Wir verstehen uns eben von Tag zu Tag weniger. Da kommt denn die ganz andre Frage: „Passen wir überhaupt zu einander?“

Das war so schleppend gesagt, gar nicht in ihrer Art; schmerzliche Resignation konnte vielleicht ein feines Ohr durchzittern hören.

„Mieke! Um Gottes willen, Mieke!“ Und im Augenblick hatte er sie umschlungen, aufgehoben und trug sie in einen Jantuil. Sie ließ es geschehen. Er bedeckte mit heißen Küßen das Gesicht, das duftende Haar, den Nacken, das schwarze Tuch ihres Kleides über der feinen Schulter. Als er bat, flehte, gab sie ihm endlich einen Kuß zurück — und der war kalt. „Solch häßliche Sachen sagt dieser geliebte Mund hier? . . . Ich verzeihe dir alles, verzeih du mir auch! Ich will dich nur so haben, wie du bist! Sieh mal, wir werden uns verstehen. Wenn wir erst zusammen älter geworden sind, dann findet sich das alles ganz von selbst.“

Die leichte Last hatte fast bewegungslos wie ein beruhigtes Kind in seinen Armen gelegen; bei dem letzten Worte machte sie sich los und sprang auf. Eine Haarsträhne war ihr aufgegangen. Instinktiv tastete sie nach der Schilbpattnadel. Ein brennendes Rot lag auf dem nervösen Gesichtchen, die Augen waren weit geöffnet, heiß. Sie sah aus, als hätte sie an seinem Herzen einen glühenden Liebesbaum geträumt. Doch der kleine Fuß stampfte jetzt zornig den Smyrnatteppich, so daß der Sporn klirrte.

„Ich will morgen nicht das vergessen, was ich heute gedacht — ich will nicht alt werden! Mir graut vor dem Alter, wo man das Beste seiner Jugend treulos verleugnet, weil man's nicht mehr begreift . . . Nenne deinen Loya einen Stromer, Schurken, Böfewicht! Er ist's auch. Aber den Mut möchte ich von ihm haben, den Mut, der nicht alt wird.“

Der Antwort ward Arthur überhoben. Die Thür zum großen Salon nebenan knarrte — leichter

Mämerschritt auf dem Stabeichenboden und Prinz Lacks Stimme, die sich an den Zabaner wandte: „Dort drüben im Boudoir finden wir die Ausreißer sicher, sie wird sich eben über den Sterbenden durch den Lebenden zu trösten suchen.“

Marie hatte noch gerade Zeit, vor dem Spiegel hastig das Haar in Ordnung zu bringen; Gampesch half mit verließ zitternden Händen und flüsterte: „Bist du wieder gut?“

„Ja, ja, ja!“ kam es sehr beschäftigt zurück. Eine wunderbar schnelle Versöhnung! Es war auch hohe Zeit, denn Hasso pochte eben bescheidenlich an der Wand neben der Portiere und lugte dann mit scheineiliger Miene an der Blüschdraperie vorbei. Das Brautpaar nahm wie auf Kommando eine steife, gemachte Stellung an, wie's merkwürdigerweise immer Menschen zu thun pflegen, die das Entgegengesetzte darstellen wollen. Nun schlich der Wetter herbei, gebeugt wie ein alter, ränkeltüchtiger Mönch in der Kutte: „Meine sündigen Augen haben nichts gesehen, Herzogin Hadwig.“ Darauf sprang er schnell in die Tonart seines Lieblingspoems „Die fromme Helene“ über und sagte warnend: „Ach Gott, wenn das die Tante wüßte!“ Wider Willen mußte alles lachen — die eiskaltliebende Tante war ja schon seit Wochen wieder in ihrem geliebten Kaiserberg.

„Wie sagt Busch?“ fragte jetzt Prinz Lack träumerisch. „Es ist ein Spruch von alters her, wer Sorgen hat, hat auch Liqueur!“

„Wo ist der Schlüssel zu deinem Schnapschrank, hochgeborene, hochzuverehrende Frau Reichsgräfin? Der Reichsfreiherr nebenan zieht eine sorgenvolle Stirne und behandelt mich wie einen Aussätzigen; beides ist mir schmerzlich. Einen Cognac in Ehren kann niemand verwehren. Und der, denke ich, wird dem Manne helfen.“ Damit war Hassos poetisches Können völlig erschöpft, aber er führte die Getrennten doch wieder geschieht in dem altmodischen Kaminzimmer zusammen zu einem gemüthlichen Wespersündchen, bei dem er alle Kosten der Unterhaltung trug und Gampesch über die Maßen fröhlich war, während Loya kaum ein Wort sprach und die Comtesse ihn verstoßen mit angstvoll fragendem Blicke zuweilen ansah.

Es dämmerte leicht. Die fremden Wagen kamen langsam vorgefahren. Der Bräutigam verabschiedete sich zuerst, und Naksfeld hielt sich schämig die Augen zu, als das Paar sich küßte. Darauf kämpfte er mit der Comtesse einen erbitterten Kampf, weil er Loya durchaus mitnehmen wollte, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Vorseher Pferde nicht unnötig zum zweitenmal den bösen Weg bis Schwolmen machen dürften.

„Nicht wahr, Sie bleiben noch einen Augenblick, Herr v. Loya?“ fragte die Comtesse, und als der Freiherr bejahte, stieg Naksfeld ein unter verleumderischen Bemerkungen gegen die bräutliche Treue der Cousine und die Freundschaftsgefühle des Freiherrn. Beim Abfahren lehnte er sich noch einmal heraus: „Ich mache Quartier bei Euch, Loya, und halte bei Eurer Numflasche höchstens aus, bis der Hahn kräht — so lange wird's doch dauern? — Treue Hufarenseelen, soll ich dich nicht warnen? Ich höre die losen Speichen deines Jagdwagens noch auf dem Grantweg klappern.“ Darauf fuhren die Schimmel im verächtlichen Naksfeld'schen Hekttempo ab, und bald verklang in der Ferne das Rollen beider Wagen.

Der Diener war in den Flur zurückgetreten. Die Comtesse und der Freiherr blieben noch draußen. Ein köstlicher Abend dämmerte hernieder, hoch oben am blauen Himmel zog zierliches Cirrusgewölke der aufsteigenden Mondschel zu; Sterne begannen schläfrig zu summen, die großen Kastanien vor dem Hause leuchteten in weißem Blütenprunk wie riesige Weihnachtsbäume. Weicher Blütenduft zog durch die Landschaft, und die Büsche im Park flüsterten wie im Traume. An dem düsteren Chypressengelbüsch schnupperte der Wolfshund mit seinem Holzreuz. Dem Kutschstall gegenüber blickte das rote Licht einer Laterne auf, ein Knecht in blauer Jacke und Soldatenmütze klapperte mit Wassereimern, piffte einen Marsch. Die Stallthür knarrte. Man hörte deutlich, wie die Pferde gemächlich den Hafer zermalnten und Heu aus den Rausen rissen. Das Klirren von Halfterketten, stampfende Pferdehufe . . . „Ho, Brauner, ho!“ . . . Die Thür schloß sich

wieder. Es war still. Nur vom Dorfe her drangen zuweilen verschwommene Harmonikationen herüber, bald schwermütig, bald lustig; dann wieder verliebtes Nüchtern, lustiges Kreischen — die Dorfmadchen amüsierten sich da mit ihren Burschen. Loja stand unbeweglich, im Traum versunken. Dann wandte er sich plötzlich zur Comtesse:

„Hier muß man träumen! Genau so war's bei uns zu Hause auch, vielleicht ein wenig verfallener, ein wenig größer alles... ein uralter Herrensitz, den mein Vater eigentlich von meiner Mutter zur Hochzeit bekam, und den aufzumöbeln sein höchster Ehrgeiz war. Lange Zeit hat er's nicht können. 's ist auch nur ein halbes Glück, alles zu besitzen, was man sich wünschen kann, eine gute, geliebte Frau, einen Sohn, der damals auch nicht schlechter war als andre, viel Geld, ein fürstliches Vermögen noch in Aussicht — und sich ausgerechnet dann hinlegen und sterben!... Der Sohn?“ fuhr er träumend fort. Dann lachte er kurz auf: „Wo seid ihr hingekommen, ihr gülden Dukaten... bah! Wenn man krank ist, ist man noch nicht tot; wenn man tot ist, noch nicht im Fegfeuer; im Fegfeuer — noch nicht in der definitiven Hölle. Ha! Im Schlechten giebt's eine unendliche Skala, im Besseren hat die himmlische Gutmütigkeit sehr bald ein Ende... Wenn einer nur noch einen Gedanken hat, für den er existiert, — mag's auch ein schenlicher sein!“ Plötzlich sah er gespannt nach dem Stall der Arbeitspferde rechts. Da reckte eben ein Storch aufsteigend die Flügel. „Warum mir auch der gerade in den Weg kommen muß! Auf einer Scheine bei uns klapperte auch so ein kinderfreundliches Paar, und ich liebte die Vögel so, daß ich jedesmal weinte, wenn sie im Herbst wegzogen, und ihnen im kindischen Unverstand dankte, wenn sie im Frühjahr wieder kamen. Es ist eine lächerliche Erinnerung! Und trotzdem — wenn ich nicht ich wäre — könnte ich heulen vor Heimweh nach dem Gewesenen.“ Der Storch hatte sich wieder in seinem Neste niederlassen lassen, Loja fuhr sich über die Stirn: „Wir vergessen unsern Patienten,“ sagte er mit völlig veränderten Tone. „Hat der dreigestirnte Henneßy seine Samariterpflicht gethan, dürfen Sie ein weniger sorgenvolles Gesicht machen, Comtesse. Nicht wahr, der Geruch von armen Leuten und Arbeit — es ist doch nicht das Wahre!“

Marie blieb auch dieser Anspielung gegenüber ruhig. Als sie ins Dorf gingen, brannten bereits die Dächer überall hinter den angelaufenen Scheiben der Leutewohnungen. Man hörte Kinder quarren und das Klappen von Blechöffeln an irdenen Gefäßschüsseln.

Sie standen vor dem alten Haus. Nebliche Helle brach aus den niedrigen Fenstern. Die Comtesse sah in begreiflicher Neugier hinein: die Leute aßen. Auf dem braunen Tische dampfte Roggenmehl in der Schüssel. Der Vater, ein langer, schlanker Mann mit starken Kinnbacken und spärlichem Maurerbart, langte mit der behäbigen Langsamkeit des Bauern ins Essen, kante bedächtig, schnitt mit einem Taschenmesser ein dickes Stück Brot herunter und glättete die Klinge am Ärmel. Die Mutter aß etwas nervös, wie alle diese gehetzten Frauen, denen das schlichte Geschwätz mit der Nachbarin die einzige Erholung ist; neben ihr zerpflückte ein neunjähriges Mädchen schmaugend in fettigen Fingern einen Bückling. Niemand sprach ein Wort, doch ein unverkennbarer Ausdruck des Behagens war allen Gesichtern eigentümlich. Dazu tickte die alte Wanduhr mit den Steingewichten träge, und die graue Katze schmiegte sich schnurrend an den Schmelbeinen.

Marie sagte Mut. „Es wird wohl besser sein, Herr v. Loja.“

„Warten wir ab! Warum sollen die Leute nicht mit Appetit essen? Der Hunger verschlingt glücklicherweise jedes andre Gefühl.“

Im Zimmer schlug ihnen der Brodem entgegen, nur dicker, zäher. Das Petroleum war schlecht, und die Lampe blakte. Nun kam das gewöhnliche Frage- und Antwortspiel zwischen der Frau und dem Doktor.

„Na, wie geht's?“

„Ach, schlecht, gnädiger Herr!“ Dazu ihre schluchzenden Laute, das verdrückliche Leichenbittergesicht des Mannes, dem die Mahlzeit gestört war. Der

Kranke in seiner dunkeln Ecke hatte die schweren Decken weit zurückgeschoben; das Gesicht war blaurot, die Lippen braun und rissig. Der Comtesse dauerte die Untersuchung auffallend lange. Zweimal wurde das Thermometer unter die Achselhöhle geschoben, Loja fühlte dann den Puls, hielt das Ohr dem Kranken auf die Brust und horchte. Gut stand's nicht; das erriet die Comtesse sofort. Auch den Leuten ward's allmählich Angst bei der schwülen Stille in dem stillen Raume. Die groben Gesichter blähten gespannter, schärfer, hier und da zuckte eine Wadenmuskulatur — der sichere Vorbote des Weinsens — und der Mann legte den Köpfel, den er noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch zurück. Der Hunger war ihm vergangen.

Endlich richtete sich Loja auf. „Ja... ja... regt euch nicht auf! Er wird schon durchkommen. Freilich, wenn's nicht so 'n kräftiger Junge wäre...“

Darauf lächelten die Eltern doch in ihrem dumpfen Schmerze etwas stolz. Nur die Comtesse durchschaute mit einem Blick auf den mageren, wenig widerstandsfähigen Körper die gutmütige Lüge und verstand sehr richtig, als Loja sagte: „Aber wenn Sie Betten in der Kammer nebenan haben, so ist's doch besser, Sie lassen ihn hier ungestört. Ich will noch eine Weile dableiben — es ist nur zu Ihrer Beruhigung, Frauchen — daß Sie nicht in der Nacht immer aufstehen müssen wegen der Medizin.“ Dann schickte er auch Marie weg. „Falls Sie wiederkommen wollen... vielleicht in einer Stunde — aber es ist gar nicht nötig.“ Leise fügte er hinzu: „Die Herrschaft derangiert die Leute, der Arzt weniger; ich bleibe auch nur, weil Ihnen die Todesangst aus den Augen bricht.“

Als die Comtesse zurückkam aus ihrem nach Sauberkeit und Wohlleben duftenden Boudoir, war der Doktor allein mit dem Kranken. In der Kammer schnarchte der Mann, die Frau hustete. Marie zog einen Schemel leis ans Bett und setzte sich geräuschlos. Zu fragen wagte sie nicht, sie fürchtete das ängstlich laufende Mutterohr nebenan, mehr noch die Antwort. So sprachen sie gleichgültige Sachen, Dinge, die in den Salon gehörten, nicht in diese Dorfstube. Es war eine Posse, die sie sich vorspielten, und doch eine Posse mit tiefem Kern, wenigstens für Marie. Denn der hier saß, neben dem ächzenden Kind, war nicht mehr der alte Loja, der Mann mit dem undurchdringlichen Auge und der brutalen Energie des Augenblicks — das war der andre, der bessere, den sie im Heimwehkranken nur geahnt. Und als fühle das irrendende Kind diese barmherzige Nähe, schlangen sich jetzt seine braunen Kinderhände angstvoll um Lojas weiße, schlankte Hand. Die Comtesse erkannte dieses Männergesicht kaum wieder. Konnte dieser verschlossene Mund wirklich so gutherzig lächeln, gehörte der warme, milde Schimmer wirklich diesem energischen Auge? Und es war das rein Tierische, der Instinkt bei diesem Kranken, der den suchte, der ihm auch menschlich am nächsten stand. Jetzt begriff sie. Der Mann war unfreiwillig oder nicht wirklich zu diesen Leuten herabgefallen, hatte mit ihnen gelebt, gehungert, gedürstet; er hatte ihr Leid ermesselt und ihre Freude, bis er durch die häßliche Hülle hindurch denselben rein menschlichen Kern erkannt hatte. Er verstand auch diese Leute hier, und obgleich er ein Fremder war, vertraute das arme Volk sich ihm doch lieber an als ihr, die sie immer neben ihm, aber nie mit ihm gelebt hatte. Seltsamer Mensch! Er mochte viel gelebt, viel gesündigt haben, der Sumpf, der Kampf hatten die scharfen Linien des Gesichtes gezogen — und gerade er vermochte, sich das rein menschliche Gute herüberzuretten. Ihre Gedanken flogen weiter. Der Schleier des undurchdringlichen Auges war zerrissen. Sie sah plötzlich den dunkeln Punkt, die Katastrophe, die ihn von seinesgleichen schied... ein erbitterter Kampf, ein verzweifelter Ringen, in dem sich wieder die wunderbare Kraft des alten Geschlechtes bewährte, das aus Lasten und Sünden sich doch den raffigen Willen zum Leben und zur That bewahrt hatte. Ihm, dem Versinkenden, hatte vielleicht schon das Wasser am Halse gegurgelt — ihn zu verschlingen vermochte es nicht. Dann schied er sich von allem, was ihm früher heilig und lieb gewesen, freiwillig, doch verbissen, wie's seine Art. Und drüben, in der andern, feindlichen Hemisphäre der Gesellschaft, fand er das

rein Menschliche erst auch in seiner eignen Brust. Aber warum er gerade Arzt geworden war?... Nein, er war kein guter Arzt, konnte es nie werden, weil ihm die eifrige Klarheit der Diagnose immer der edle Schatten des Mitleids trüben würde. Der ungebändigte Trotz, der Haß, das war das Erbteil seines Geschlechtes; — das Mitleid, die Liebe waren jüngeren Datums — sie waren von ihm.

Diese Vorstellungen, diese Schlüsse nahmen Maries Geist so gefangen, daß sie den Kranken, den Grund ihres Hierseins fast vergaß. Da wälzte sich das fiebernde Kind unruhig hin und her, die glasigen Augen öffneten sich, schweiften verwundert umher und blieben endlich mit einem stumm flehenden Ausdruck auf der Comtesse haften.

„Ruhig, ruhig, mein Sohn,“ besänftigte der Doktor. „Wir meinen's alle gut mit dir.“ Dann flößte er ihm Cognac ein, der Knabe nahm ihn bereitwillig, um sich dann, Abscheu in dem gedunsenen Gesicht, zu schütteln.

„Mödd'r, Mödd'r!“ flügelte er ängstlich. „Sie soll weggehen... ich habe Angst, so Angst...“

„Ist's schlimm?“ fragte die Comtesse, der die Reden des Fiebernden unheimlich wurden. Wieder wurde das Thermometer unter die Achselhöhle geschoben, wieder die schwüle Pause.

„Il mourra.“

„Das gute deutsche „Sterben“ hätte ihr nicht so furchtbar geklungen als das leise geflüsterte französische „mourra“. Wie lähmendes Gift schlich es ihr durch die Adern, daß die Stimme nicht mehr das menschliche Wort fand, sondern nur einen dumpfen, tierischen Laut hervorpresen konnte. Das Blut erstarrte, das Herz that den langen, bleiernen Schlag, aber das Hirn arbeitete in fieberhafter Hast. Jetzt brach die namenlose Angst aus dem brennenden Auge, während die matte Haut leichenhaft ward wie bei Erstarrten. Loja sah an ihr vorüber auf die langsam tickende Wanduhr, die ohne Eile, ohne Erbarmen feilenlos der Todesstunde entgegenblickte. Die Comtesse war aufgestanden, ruhig, mit den automatenhaften Bewegungen einer Gelähmten, deren Willen die Glieder nur noch in Pausen folgen; sie breitete die Arme aus, faltete sie dann langsam vor der Stirn.

Loja sah sie verwundert an, das war das Gebaren einer Mondschläflichen — doch ehe er weiter denken konnte, war sie vor ihm auf die Kniee gesunken. Ein qualvolles, thränenloses Schluchzen schüttelte den jungen Körper: „Gnade, Gnade!... Retten Sie ihn, retten Sie ihn... und wenn ich dafür sterben soll. Warum kann ich nicht für dieses Kind sterben, warum nicht?... O, das habe ich nicht gewollt!... Ich habe ihn nicht getötet, nicht wahr? O sagen Sie doch, o sprechen Sie doch!“ Jedes Wort, jeder Ton mußte sich losreißen, hastig und doch so qualvoll. Aller Hochmut war mit einem Schlage von ihrer Seele gewichen, nur das schlackenlos Menschliche war geblieben, das Weh des Weibes, das mütterliche Fühlen, das mit jeder Faser, jedem Nerv sich gegen den Tod an einem Kinderbett aufbäumen möchte, weil auch schon in der Knospe der Mutterinstinkt, der Wille zum Leben für das eigne Kind sich geheimnisvoll regt. „O, Sie können ihn retten,“ fuhr sie flehend fort. „Es muß ein Mittel geben, Herr v. Loja, es muß!“ Vielleicht durchzitterte das gequälte Hirn in diesem Augenblick der Gedanke an die tolle Fahrt, wo die Energie des Mannes den Tod zurücktrieb, den das Weib schon eifrig fühlte. Er wollte aufstehen. „Nein, bleiben Sie sitzen! Ich will mich vor Ihnen erniedrigen, ich will zu Ihren Füßen bitteln. Ja, Sie haben recht: ich bin hochmütig, schlecht, aber ich will das nicht mehr sein, gewiß nicht!... Sie sollen mich lehren, wie man mit diesen Menschen lebt, wie man sie versteht... Retten Sie ihn doch — retten Sie ihn doch!“ bat sie weich wie ein Kind. Plötzlich sprang sie auf mit glühenden Augen: „Nein, Tod, ich geb' ihn dir nicht!“ und warf sich über den Kranken, der aufgeregter wurde und das Gesicht in die Kissen drückte.

Loja faßte sie um die Taille und zog sie zurück. „Wir wecken die Leute,“ mahnte er flüsternd. Und die Hand noch immer um ihre schlankte Taille, fuhr er fort: „Seien Sie mutig, Comtesse Marie! Meinen Sie, ich weiß nicht, daß Sie ein sehr gutes, warmes Herz haben? Sie sind ja die Tochter Ihres



Abend-Konzert im
Holzschnitt-Reproduktion nach einer Photographie aus der Präf.



park zu Carlsbad.

Carlsbad" von W. Gause (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Waters, und das wäre schon allein Beweis genug. Doch jetzt nehmen Sie einmal all Ihren Hochmut zusammen, denken Sie, hier steht der Feind, der nach jeder Blöße späht, jeden Vorteil rücksichtslos ausnützt! Ich sag's Ihnen noch einmal — vielleicht ist's thöricht — er ist immer Ihr Feind. Denn was Sie am meisten lieben, haßt er am meisten!"

Nur ein dumpfes Stöhnen war die Antwort. Er führte sie fort vom Bett, Schritt für Schritt, bis vor die Thür. „Gehen Sie nach Haus, Comtesse," sagte er ernst, „ich bleibe selbst nur noch einen Augenblick."

*

Und sie ging, obgleich sie nicht wollte; es war eben der freude, starke Wille, gegen den sich ihr ganzes Selbst empörte — und der sie doch mühelos zwang.

Im Flur empfing sie respektvoll der alte Diener. „Der Herr Graf läßt der gnädigen Comtesse gute Nacht wünschen; der Herr Graf waren etwas müde heute!"

Sie winkte ihm nur ein hastiges „Gut, gut!" zu und ging sofort in ihr Boudoir, das sie hinter sich verschloß. Es war finster, und sie mußte sich bis zum Sofa tasten, doch sie wünschte kein Licht — ihrer verdüsterten Seele war gerade die Dunkelheit recht. In einer Ecke hatte sie sich zusammengekauert. Die Zähne klapperten ihr, das Blut jagte durch die pochenen Schläfen. So saß sie lange. Die Stunde verrann. Gedanken, wirre, häßliche, kamen, Phantasien zogen vorüber, düstere, auch lustige im tollen Faschingszug. Sie versuchte eine Idee festzuhalten, und sie entglitt ihr; sie wollte beten und wußte nicht für wen. Dabei lag über dem stutenden Chaos eine erdrückende, tödende Leere. Kein erleichternder Seufzer, keine Thräne! Sie nahm das Taschentuch und preßte es auf die Augen. Aus dem feinen Linnen stieg der Duft des weißen Flieders, den sie so liebte; sie zog den Geruch mit bebenden Nasenflügeln ein in wollüstiger Grausamkeit gegen sich selbst, denn aus diesem Duft, aus diesem Linnen-Linden troch ja die ganze empörende Verachtung der Aristokratin gegen den Armleutegeruch, gegen diese Halbmenschen selbst, die im Dunst, im groben „Leutshend" leben und sterben. Jetzt quälte sie dieser Hauch von Vornehmheit, sie haßte ihn, sie verabscheute ihn, sie wollte ihn wieder haben, den dicken Brodem des Sterbezimmers!

Jetzt versagten ihr die Glieder nicht. Leise schlich sie in den Flur, nahm ein seidenes Kopftuch vom Kleiderständer und schloß die Hausthür auf. Draußen stimmerten die Sterne am tiefblauen Nachthimmel, die Natur schlief, durch die Baumkronen zog es wie der schwere Atemzug eines Träumenden. Im Dorf waren die Lichter erloschen, Totenstille überall, aber vom Teich klang es dazwischen in langgezogenen, beinahe singenden Tönen; in der schwarzen, unheimlichen Teichflut träumten die Frösche vom Sommer. Auf den Fußspitzen schlich sie zu dem Insthause. Die Lampe brannte noch, der Doktor saß am Bett. Er hatte den nackten Körper, der sich im Fieber wand, auf dem Schoß und wickelte ihn in nasse Laken. Als die Comtesse die Thür öffnete, drehte sich Loja ohne Erstaunen um und schob den wie ein glühender Bolzen im eifigen Wasser dampfenden Knaben ins Bett.

„Ich wußte, daß Sie wiederkommen würden, Comtesse! ... Nehmen Sie lieber meinen Stuhl hier, er ist bequemer als der Schemel. Unser Patient war viel aufgeregter, nachdem Sie weggegangen. Sie waren so gut zu ihm, und das merkte er wohl auch, der arme Schemel!"

Er hatte mit so ungewöhnlicher Herzlichkeit gesprochen, daß Marie ihn dankbar ansah und dem Impulse des Augenblicks folgend, ihm die Hände entgegenstreckte: „Wollen wir beide vergessen, Herr Doktor v. Loja?"

Als Antwort küßte er ihr stumm beide Hände. Sie hatte immer geglaubt, daß er solche Aufmerksamkeit verachte. Warum beugte er vor ihr, der Feind vor der Feindin, das stolze Knie zum Ritterdienst?

Sie saßen sich gegenüber. Die Wanduhr tickte; der Vater schnarchte in der Kammer, die Mutter atmete in dem vollen Zuge der Gesunden, Mäuden. Die schlechte Luft fiel der Comtesse nicht mehr auf die Nerven, sie that ihr so wohl, als hätte sie nie

eine andre geatmet. Wieder ging die Zeit dahin mit leisem, unaufhaltbarem Schritt. Sie sprachen kein Wort. Nur wenn er Medizin gab, hielt Mariens Hand den glühenden Kinderkopf; wenn sie die eiskalten Laken wechselten, half sie mit der geschickten Hand einer barmherzigen Schwester.

Das Fieber schien ausgetobt zu haben. Der Kranke hatte sich lang ausgestreckt und lag ruhig, ans den roten Wangen wich das Blut, das Gesicht bekam einen stumpfen, bleifarbenen Glanz; die kindlichen Züge wurden seltsam ernst. Es konnte die Besserung sein, die überwundene Höhe der Fieberkrise. Schon wollte ein schüchterner Freudenstrahl aus Mariens Augen brechen — aber der Doktor bengte sich so merkwürdig starr auf das Kind und horchte gespannt an den schlaff gewordenen Lippen nach dem leisen, kaum hörbaren Hauche des Lebens. Er sah mit einem halben Blicke zur Comtesse hinüber. Dabei zuckte sie zusammen, sie verstand: es war das Ende.

Und wieder schlug der Comtesse Herz den letzten klebrigen Schlag. Sie hatte sich vor dem Bette auf die Kniee geworfen, und während sie die kleine, kalte, klebrige Kinderhand mit den abgestoßenen Nägeln, die Schauer des Todes in der eignen Brust, küßte, flichte sie inbrünstig um das rettende Wunder. Zuletzt war's kein Flehen mehr, das war das verbissene, leidenschaftliche Habern mit dem Göttlichen, in dem die Jugend das Wunder heischt und verzweifelt mit dem Abfall, dem Unglauben droht, wenn die Vorführung der trohigen Witte taub bleibt.

Doch das Wunder kam nicht! Ein eifiges, erstarrendes Etwas ging durch das Zimmer, der Fittichschlag des Gewaltigen, der mit den zitternden Schatten der Dämmerung in den niederen Raum geglitten war und mit dem ersten Sonnenstrahl, der auf den trüben Schiebsfenstern blinkte, sich zum erlösenden Kuß auf den sterbenden Knaben niederbeugte. Ein leises Nöcheln, ein schwerer, tiefer, befreiender Atemzug, der die Seele mitnahm. Lojas Hand schob das herabfallende Kinn herauf, glitt über die Augen — dann stand er auf und sagte langsam: „Il est mort."

Doch die Comtesse rührte sich nicht. Nur ein schmerzblösender Thränenstrom stieß aus den schönen, dunkeln Augen, der Kopf war ihr aufs Bett gesunken in tiefem Weh. Da fühlte sie eine weiche, schmale Männerhand, die ihr lieblosend über das Haar strich, und fühlte auch, daß in dem leisen Wehen dieser Hand nicht allein das schöne menschliche Mitleid nachzitterte, sondern noch ein ganz andres Empfinden sich mischte, das sie hätte empören sollen, weil es nicht dem Toten hier, sondern ihr, dem Weibe, galt. Und auch ihr zog ein gleiches sündiges Gefühl mitten im Weh durchs zuckende Herz, ein Gefühl so häßlich und doch so köstlich zugleich, daß sie hätte aufspringen können, nur um diese gehakte Hand glücklich zu küssen.

XX.

Während der Saatzeit hatten die Vergnügungen der Orshauer Ecke etwas geruht. Doch jetzt, wo der Roggen seine Blüte ohne Nachtfrost durchmachte und die großen Kornschläge wie von einem Staube Meer überweht schienen, sobald ein Windhauch das silberschimmernde Aehrenmeer küßte, kam man wieder zusammen. Zwar die Väter klagten und machten verächtliche Gebärden, wenn von der Güte der Aehre und den süßig aufgeschossenen Aalefeldern gesprochen wurde, ja, ganz verbissene Feudale sprachen von einer miserabel schwachen Regierung und Zeiten, die sich so oder so ändern mußten, doch die junge Welt stand der Politik und der Finanzwirtschaft sehr fern. Man ritt und fuhr zu einander, sprach von Picknicks, Waldfesten und sog noch ganz nebenbei den köstlichen Wiesengeruch ein, der alle Wege mit seinem be rauschenden Duft überwogte. Der interessante Klatsch, der eine Weile geruht, wurde schnell nachgeholt.

Und wirklich gab's eine Menge neuer Sachen. Nachfeld sollte der schönen Anna ganz entzagt haben. Aus Trotz oder Berechnung liebäugelte sie jetzt mit einem jüngeren Bruder der Domat, der in einer verlorenen Grenzgarison als Offizier das ersuchte Kavallerie-Niveau erreicht hatte und jetzt wie seine Schwester ausschließlich an eine vornehme Verlobung und eine womöglich noch vornehmere Heirat dachte. Zurzeit war er in der Gegend auf Urlaub, trug

ein Monocle und einen Wappenring, verbrachte halbe Nächte über Familienpapieren, um seinen etwa verloren gegangenen Adel wieder aufzufinden — ein Verfahren, das löblich aber nutzlos, weil die feudale Ahnenreihe schon beim Großvater durch den „Häusler" unterbrochen war, wie eine hoffnungsvolle Kohlenlicht durch totes Gestein. Diesen würdigen Herrn, der zu Lebzeiten weder ein Schnupftuch noch eine Gabel gekaut, aber durch verschiedene hinterlassene Sparstrümpfe den Grund zur späteren Wohlhabenheit des Geschlechtes gelegt hatte und wofür sie ihm alle hätten sehr dankbar sein sollen, haßte der junge Offizier auf's tiefste. Zur Erholung von diesen sterilen Stammbaumstudien machte er Besuch bei den Adelsfamilien im weitesten Kreise und schonte weder Antscher noch Pferd, wenn irgend ein vornehmer Name noch erreicht werden konnte. Zuweilen auftretende Bürgerliche ertrug er mit Haltung. Die älteren Herren mochten ihn nicht, weil er noch zwei Reservemonocles in der Tasche führte und Erbbeer nach englischer Manier nur mit der Gabel aß. Das sollte etwas besonders Aristokratisches sein, doch die Feudalen erinnerten sich gerade dann gerne des Großvaters „Häusler"; bei den Damen war er beliebter, teils als Partie, teils als Lawn Tennis-Spieler. Im übrigen zeigte er sich als ein langer, dünner Mensch mit hölzernem Gesicht und hölzernen Bewegungen; das letztere lag jedoch weniger an ihm als einem rohheidenden Anzuge, den er beim Lawn Tennis-Spiele mit Vorliebe trug, aber immer beim Sprunge zu zerreißen fürchtete. Bei Wilneins war er natürlich zuerst gewesen. Der Graf nannte ihn einen Affen, die Comtesse murmelte ein blaßes „Dégoûtant". Gampesch, der erst nach der Kritik kam, hielt ihn jedoch für einen strebsamen Offizier von den besten Formen.

Neben diesem aufglühenden gab's auch noch verfinckende Sterne. Zuerst Doerstedt. Was dem Dandy die Sinne verwirrt, ahnte man. Er schimpfte wie ein Rohrperling über den Bezirkskommandeur, sprach von Gemeinheit, Herzlosigkeit im Falle Gellmann, und Weisere sahen hinter diesem täuschenden Vorhang von moralischer Entrüstung die weiße Haut der schönen Frau durchschimmern. Doch als er, eben im Begriff, zu einer Uebung abzuweichen, mitten auf dem Orshauer Marktplatz unter dem Kreuzfeuer von sechzig Damengaugen aus den Privathäusern und der Konditorei, ja sogar dem Krimsteher der alten Baronin Walen zum Trotz, die schöne Verfemte angerebet und den vorübergehenden Oberst Lette mit Respekt, aber verbissener Entschlossenheit gegrüßt hatte, fragte man sich verwundert, wer schamloser — der verliebte Panzerreiter oder diese offen sich preisgebende Frau. Daß der Gatte zurzeit sich noch in einer Anstalt befand, rechneten die moralischen Frauen seltsamerweise dem Dandy als mildernden Grund an. Alle bewachten die kleine Goraß auf's tiefste, beschworen zu schweigen — und alle teilten der Ahnungslosen in übertriebener Herzensgüte die skandalöse Affaire mit. Die einzige, deren Moral nicht übermäßig verlekt schien, war die Comtesse. Sie zuckte die Achseln: „Was gehen mich die Leute an." Aber die war ja seit Monaten so blaßiert und gleichgültig geworden, daß sie für alles nur ein hochmütiges Achselzucken hatte.

Schwerer als Doerstedt wurde Prinz Laß vermisst, schon seines frechen Tones wegen, der öffentlich abscheulich, aber heimlich entzückend gefunden wurde. Man verdachte ihn auch darum seine politischen Folgen, die er in Protestversammlungen pflichtete und die oben am grünen Tisch sehr unangenehm vermerkt wurden. Merken ließ sich's niemand. Er gehörte eben zu den kalten, ironischen Naturen, an die man sich nur zum eignen Schaden heranzutraut. Hätte es vielleicht ein anderer wagen dürfen, von dem alten angefessenen Vergnügen, der aus Nobilitierungsgründen vom unzufriedenen Agrarier ein zufriedener Regierungsmann geworden war und den man heimlich der Felsonie und der Gefinnungslosigkeit ziele, in großer Gesellschaft zu sagen: „Was wollen Sie anders von so einem Subjekt? Seien Sie doch froh, daß das Gefindel seine eigentliche Farbe bekamt! Leider bin ich nicht in Rußland und nicht Zar, sonst ließe ich ihn knuten, bis er seine schöne Seele ausgehaucht hätte."

Man vergab's ihm, wie man ihm auch seinen Loja vergab. Ja, was die beiden nur zusammen hatten! Weil Loja gekommen war, sagte er ein

Picknick ab, weil der Bruder der Domat in Unkenntnis der Verhältnisse wegwerfend vom Freiherrn gesprochen hatte, gab's eine so kalte, gründliche Lektion, daß der Lieutenant in den entgegengesetzten Fehler verfiel, bei nächster Gelegenheit sich dem Freiherrn vorstellen ließ und bat, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen.

So gab's der Aufregungen viele in der Orschauer Gefe. Die Comtesse wußte alles, und sie interessierte nichts. Die Besuche kamen und gingen, auch der Bräutigam — es war kein Unterschied. Und Gampesch kam doch täglich, immer mit einer kleinen Aufmerksamkeit, einem reizenden Bouquet. Früher hatte sie's erseht, jetzt war's ihr fast langweilig. Sie hatte auf den großen Kampf gehofft, den erbitterten, ehrlichen, wo's scharfe Schläge giebt und richtige Wunden; wenn die geheilt sind, wird der Friede geschlossen, und jeder hat dann die angenehme Empfindung, als sei ein reinigendes Gewitter über die Gegend gegangen und habe die Wolken verschreckt. Statt dessen war Arthur lebenswürdiger wie je und gab immer nach. Wähte er, die Krankheit liege in ihren Nerven, während sie an ihrem Herzen fraß? Das war nicht mehr die wonnige Einsamkeit zu zweien. Kein heimlich Glücken mehr, kein Beglehen. Der blasierende Hauch einer langen Ehe wehte darüber, in der's nur noch die Freundschaft giebt, die schöne Gewohnheit der Liebe. Und der Park duftete und blühte.

Es gab so viel lauschige Plätze: unter der Trauerweide, in dem grünen Gebüsch, wo die Vögel zwitschernd durch das Gezweig hüpfen und dazwischen die Sonne ihre zitternden Lichter neckisch durch das säuselnde Blattwerk auf den Rasen warf — im Obstgarten hinter der Schmiede, wenn die Stachelbeerhecken in der Mittagsglut dufteten, wenn die Spaken zornig über die neberhängten Kirschbäume schrien, wenn die roten Ananasbeeren aus den schattigen Blättern hervorragten und der Schmied pfeifend auf das dröhnende Eisen schlug, daß die Funken sprangen. Und am Abend auf der weißen Bank im großen Lindengange — der träumerische Blick glitt dann über reifende Kornfelder, die ihren Duft herübertrugen bis zu dem Walde da drüben, dessen schwarze Stämme sich so geheimnisvoll gegen den hellen Nachthimmel abhoben; hier sang im Gebüsch eine Nachtigall jeden Abend, so heutigetierig auch die Klagen umherschweiften. Die Verlobten gingen sogar nach dem Abendessen aus, über die Chaussee bis in den Wald, vorsichtig, schweigend, denn dort an der Gerste pfliegten Nehe herauszutreten; zuweilen äugte sie ein starker Boß an und äste ruhig weiter, zuweilen jagte das anmutige Mädel im federnden Sprung nach dem schützenden Dicksicht. Aus der Tiefe rauschte der Waldfluß, der Mond blinkte auf den strudelnden Wassern. In solcher Mondnacht, in solch leise träumendem Walde, da muß ja die süß verstoffene Liebe hervorkquellen, wenn sie noch da ist. Da umschlang er sie, da küßte er sie, und die hüpfenden Wasser freuten sich des Paars. Sie küßte ihn auch wieder, und es war doch nicht der alte Kuß... Der Graf ließ ihnen volle Freiheit, weil seinem vornehmen Sinne die kleinliche Bevormundung der Tante immer unsympathisch, ja häßlich erschienen war. Es waren die alten Worte, das alte, thörichte Liebesgeflüster, nur der Zauber war gebrochen, der Zauber der jungen Liebe, der nie zurückkehrt.

Marie war eine ehrliche Natur, und sie fragte sich oft, wie die Wandlung möglich. Woher kam plötzlich dieser skeptische Zug ihres Wesens, der verzweifelte Zweifel an allem, was sie sah? Sie kämpfte ehrlich dagegen, sie küßte zuweilen den Bräutigam leidenschaftlicher als je; vielleicht täuschte sie auf Augenblicke ihre Natur — sie zwang sie nicht mehr... Was schied sie von Tag zu Tag mehr von ihm? Sonst trennen doch nur die brutalen Katastrophen, die häßlichen Scenen ohne Vergeben und Vergessen, die wie ein tobender, unüberbrückbarer Waldstrom sich zwischen zwei Wesen legen, die sich einst wirklich geliebt. Und hier hatte es gar keinen ersten Kampf gegeben, nur leichte Scharmügel, einen noch leichteren Frieden... Dennoch!... Sie sah ihn jetzt an, wie man einen Feind betrachtet, dessen Mißge man sucht. Immer dieser entnervende Zweifel. Bald war er ihr zu verliebt, bald zu vernünftig. Wenn er klug sprach, schien er ihr berechnend; wenn

er lächelte, witterte sie eine lebenswürdige Unwahrheit dahinter. Dabei gab's niemals Aussprachen. Was sie ihm sagen wollte, konnte sie nicht, was sie ihm sagen konnte, wollte sie nicht. Aber noch immer hoffte sie auf die Wendung zum Guten, an den Abfall dachte sie nur mit Abscheu.

Da traf es sich gut, daß Gampesch, der wieder ins Reservverhältnis übergetreten war, zu einer Uebung eingezogen wurde. Es war keine schlimme Trennung. Die Ordre lautete für Kaiserberg zur Stellvertretung eines Brigade-Adjutanten. Jede Woche versprach er herüberzukommen. Es war ein verständiger Abschied schon der Leute wegen. Als er abfuhr nach einem langen, langen Kuß, zum erstenmal wieder in Uniform, empfand die Comtesse ein zwiespältiges Gefühl: Herzensbde und Erleichterung. (Fortsetzung folgt.)

Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogtums Braunschweig.

(Zum Porträt Seite 521.)

Der 8. Mai wird ein Freudentag für die preussische Königsfamilie, ein Ehrentag für die deutsche Armee sein, denn an diesem Tage begeht Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, seinen 60. Geburtstag und zugleich sein fünfzigjähriges Militärbiläum.

Am 8. Mai 1837 als Sohn des Prinzen Friedrich Heinrich Albrecht, eines jüngeren Bruders des Kaisers Wilhelm I., und der Prinzessin Marianna der Niederlande in Berlin geboren, wurde nach dem Hausgesetze der Hohenzollern Prinz Albrecht an seinem zehnten Geburtstage zum Sekondlieutenant im 1. Garberegiment zu Fuß ernannt, doch erst mit Vollendung seines 18. Lebensjahres trat er als wirklicher Offizier in die Leibcompagnie des genannten Regiments ein. Bei seinem ausgesprochenen Hang für die Kavallerie ließ er sich wenige Jahre darauf zu den ersten Garde- dragonen versetzen, als deren Kommandeur er 1864 den Feldzug gegen Dänemark mitmachte. Nachdem er 1865 seine Ernennung zum Generalmajor erhalten hatte, wurde ihm bei Beginn des Feldzuges von 1866 das Kommando der ersten schweren Kavalleriebrigade der zweiten Armee übertragen, und er beteiligte sich erfolgreich an den Gefechten und Schlachten von Skalit, Schweinschädel und Königgrätz. Die hierbei gesammelten Erfahrungen konnte er wenige Jahre später gut verwerten; als Generalleutenant rückte er 1870 an der Spitze der zweiten Garde-Kavalleriebrigade ins Feld und führte seine Truppen, die zur Armee des Prinzen Friedrich Karl gehörten, an dem blutigen Tage von St. Privat und Gravelotte den Feinden entgegen. Dann zur Armee des Kronprinzen von Sachsen kommandiert, nahm der Prinz mit seinen Regimentern an der Schlacht von Sedan und der Einschließung von Paris teil, führte während der letzteren das Kommando gegen die von Norden her andrängenden französischen Scharen und foht in den Kämpfen bei Vapaume und Amiens.

Nach dem Friedensschluß erhielt Prinz Albrecht das Kommando über die 10. Division und 1874, unter Beförderung zum kommandierenden General, das Kommando über das 10. Armee-corps in Hannover; noch in demselben Jahre wurde er zum General der Kavallerie ernannt. Nachdem der Prinz am 21. Oktober 1885 von der braunschweigischen Landesversammlung einstimmig zum Regenten des Herzogtums Braunschweig erwählt worden war, übernahm er am 2. November die Regierung, die er zum Wohle des Landes noch heute führt. Kurz nach seiner Thronbesteigung ernannte Kaiser Wilhelm II. seinen Oheim zum General-Feldmarschall und nach dem Tode des Grafen Moltke an dessen Statt zum Präsidenten der Landesverteidigungs-Kommission.

Eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete Prinz Albrecht auch als Herrenmeister der Halle Brandenburg des Johanniterordens, mit welcher Würde er nach dem Tode des Prinzen Karl von Preußen 1883 betraut wurde. Bei der Uebernahme dieses Amtes betonte der Prinz nicht nur die traditionellen Aufgaben des Ordens, die werthtätige Krankenpflege, sondern er hob auch hervor, daß der Orden in „einer auf dem sozialen Gebiete liegenden großen und bahnbrechenden Liebesthätigkeit das seinen Ideen angemessene Schlachtfeld finden möchte. Der Orden solle seinen Kampf ohne sichtbares Schwert führen; sein Kampf sei ein Kampf ohne Haß und Feindseligkeit, ein Kampf mit liebesthätigen Werken, geführt um der Gegner willen, zu ihrem Besten und Heile.“ Unter der Leitung des Prinzen Albrecht hat der Orden einen neuen großen Aufschwung genommen, und seine reichen Mittel kommen den Kranken, den Armen und Bedrängten aller Stände zu gute.

Seit dem 19. April 1873 ist Prinz Albrecht mit Prinzessin Marie, der Tochter des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg, in glücklichster Ehe vermählt; drei Söhne sind diesem Paaire entsprossen, von denen die beiden ältesten bereits, nachdem sie in Bonn einige Semester studiert hatten, in der preussischen Armee Dienste thun. Die Sommermonate

verlebt der Prinz mit seiner Familie meist auf seinem schönen Besitzthum Rameuz in Schlesien; ein Feind aller rauschenden Festlichkeiten, zumal wenn sie ihm zu Ehren veranstaltet werden, fühlt er sich in der häuslichen Einsamkeit am wohlsten, um neu gestärkt zu neuen Arbeiten und Pflichten zurückzukehren.

W. E.

Ein Konzertabend im Stadtpark von Carlsbad.

(Zu dem Bilde Seite 524 und 525.)

Welche Wandlungen hat der weltberühmte Kurort in neuerer Zeit erfahren! Noch vor dreißig Jahren schmale, finstere Gäßchen, hölzerne „Trampelbuden“ — so nannte der Volksmund die Wandelbahnen — dunstige, unheimliche Badestuben, spärliche Oelstraßenbeleuchtung und die nicht im besten Geruch stehende Lepl — und heute helle, breite Straßen mit Asphalt- oder Holzstückpflasterung, Monumentalkolonnaden aus Stein oder Eisen, Badepaläste, elektrische Straßenbeleuchtung. Und die einst als so streng und angreifend berufene Kur ist vollends nicht wieder zu erkennen! Anstatt der einst vorgeschriebenen elf bis fünfzig Becher täglich trinkt man heute drei bis vier, und man weilt nicht mehr stundenlang im Bade, sondern fünfzehn bis zwanzig Minuten. Von der gefährlichen Carlsbader Hungerkur wissen nur noch Großväter zu erzählen, und diesen glaubt man nicht, wenn man heute die Speisefäle durchschreitet und die Schüsseln sieht, die hier aufgetragen werden. Nur zwei Schauererlebnisse aus alter Zeit leben noch zur wohlthätigen Warnung für Passirer und Schlemmer: die Geschichte von dem Engländer, der eines plötzlichen Todes sterben mußte, weil er während seiner Kurzeit zwei Kirchen aß, und von dem Russen, der beim Trinken des Sprudels tot zusammenstürzte, weil er zuvor ein Glas Cognac getrunken hatte!

Es ist anders geworden in Carlsbad, aber seine Quellen preist man nach wie vor und rühmt nicht weniger seine landschaftlichen Schönheiten und das gesellschaftliche Leben und Treiben. „Da viele Reiche hierher kommen, oft nur in geringer Absicht auf Gesundheit und Brunnentur, sondern um in diesem beständigen Obeons-Lange zu schimmern, zu sehen und gesehen zu werden, so ist es kein Wunder, daß hier Luxus, Pracht und Verschwendung zu Hause sind und die Göttin Mode Tempel und Herd hat. Kleidung, Schmuck, Equipage, Livree, alles ist geschmackvoll, wenigstens modisch, und mitunter prächtig. Es ist nichts Ungewöhnliches, manche Dame und jagar manchen Chapeau an einem Tage drei- bis viermal umgelleidet zu sehen.“ So schreibt ein Autor im Jahre 1788, „und hierin ist sich also Carlsbad bis auf die letzte Stunde gleich geblieben“, fügt ein anderer aus dem Jahre 1839 hinzu. Wir aus dem Jahre 1897 haben an dem Text nichts zu ändern als das Wort „Chapeau“, das wir mit „Gigerl“ vertauschen müssen.

Das Lob Carlsbads verbreiteten von je dankbare Kurgäste, und auch Künstler verkündeten in schönen Bildern seinen Ruhm. Niemals jedoch ist dies wirkungsvoller gewesen als in der schon früher erwähnten Brachtnappe von W. Gauje (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Auf den ersten Blick erkennt man bei jedem Blatt den Ort der Handlung, doch auch die Handlung, die der Künstler „gedichtet“ hat, ist Wahrheit, nur verklärt vom idealen Schimmer seiner Phantasie. Die verloren gegangene Romantik der alten Zeit erseht der Künstler durch entzückende Episoden aus dem modernen Leben, die trotz ihrer greifbaren Realität von poetischem Hauch umwoben sind. So auch auf dem von uns wiedergegebenen Bilde.

Der Vormittag mit seinen ersten Kurpflichten und auch der Mittag, für den der grämliche Arzt noch manche Weisung zu geben wußte, sind vorüber; es kommt der Abend und mit ihm die Freiheit, nach eigener Fazon sich unterhalten zu dürfen. In hellen Häusen strömt alles den Lokalen zu, wo man bei den Klängen einer Musikkapelle in balsamischer Luft sein Abendbrot verzehren und lachen, scherzen, „flirten“ und sich über seinen Nächsten lustig machen kann.

„Pupp“, „Schilb“ oder „Stadtpark“? Wir entscheiden uns heute mit dem Künstler für den letzteren. Von elektrischem Licht taghell erleuchtet sind die Terrassen, der Orchesterraum, wo Labikly den Taktstock schwingt, und der von dichtbesetzten Bänken flankierte freie Raum. Unter den Bäumen aber und in den vom Kursalon weiter ab gelegenen Teilen des Parks waltet trauliches Mondlicht, das diskret im Dunkel läßt, was nicht gesehen werden will.

Für den hellen Vordergrund dichtet uns der Künstler eine Satire und ein Liebesidyll. An dem Tische rechts sitzt die junge Witwe, die von Kurort zu Kurort reist, um Trost und — Erja zu finden für ihren schweren Verlust. Sie ist nur auf einsamen Waldwegen zu finden, und dort hat sie den ihr jetzt gegenüber sitzenden Mann in den „besten Jahren“ kennen gelernt. Süße Hoffnung ist wieder in ihrer Brust wach geworden. Sie weiß vorerst nur seinen Namen, aber diskret, wie sie schon ist, forscht sie weiter, und gerade jetzt überreicht er ihr seine Brieftasche mit den Bildern von — Frau und Kindern! Melan sinkt auf ihre Hoffnungsblüten, aber sie lächelt und bewundert. Wohl weniger aufrichtig als die „schöne Maki“, die eben das bestellte Bier kredenz hat und jetzt mit reizender Unverfrorenheit die Photographien auch „anschaut“. Vielleicht war die Dame auch noch so unvorsichtig gewesen, überrascht aus-

zurufen: „Sie sind verheiratet?“ und Mali, die alles verstanden hat, lächelt über die Bilder und die Dame.

Zareres spielt sich in der andern Gruppe ab. Da steht die junge Mutter mit ihrem Baby. Nur ein Nachtgebot des Arztes konnte sie dazu bestimmen, den jungen Gatten zu verlassen. „Du hast ja unser Baby, und deine Schwester Emmy geht auch mit,“ hatte er beim Abschied zum Trost gesagt. In diesem Augenblick hat sie ihr Baby und die ganze Welt um sich vergessen, denn Emmy hat ihr soeben die Abendpost — den Brief des Geliebten — gebracht. Sie liest und liest und achtet den Spott nicht, den die männliche Wadefamtschaft über ihr Versunkensein in den Brief ziemlich unverhohlen zum Ausdruck bringt. Und Emmy? Ist ihr Interesse an dem Brief des Schwagers wirklich so groß, wie sie den Anschein erwecken will, oder sieht sie nur so krampfhaft nach der einen Seite, weil sie auf der andern den melancholischen Jüngling bemerkt hat, der seit mehreren Tagen erröthend ihren Spuren folgt? Sollten das Windspiel und der Pinscher, die eben die erste Vorstellungsformalität erlebigen, „ihr“ und „ihm“ gehören?

Alexandrine, brachten wir in Nr. 30 unserer Zeitschrift. Die Regentschaft für den minderjährigen Großherzog würde dem ältesten Bruder des Verewigten, dem Herzog Paul Friedrich, zugefallen sein, da aber dieser allen Thronrechten entagt hat, so übernahm die Regentschaft sein jüngerer Bruder, Herzog Johann Albrecht, geboren am 8. Dezember 1857, vermählt mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar. Herzog Johann Albrecht hatte bisher als Oberstlieutenant des preussischen Leibhusarenregiments seinen Wohnsitz in Potsdam. In jüngster Zeit entwickelte er, von seinen militärischen Pflichten abgesehen, als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft eine verdienstliche Thätigkeit.

die diagnostischen Wirkungen des Mittels. In Fällen, wo sich im Körper ein verborgener Tuberkuloseherd befand, der sich mit den bisherigen Untersuchungsmethoden nicht nachweisen ließ, genügte eine Einspritzung minimaler Mengen von Tuberkulin, um eine fieberhafte Reaktion hervorzurufen, vermittle deren man die Tuberkulose in ihren allerersten Anfangsstadien erkennen könne.

Bei einiger Sorgfalt der Ärzte und Kranken hatte man also das Mittel in der Hand, die Entwicklung vorgeschrittener Tuberkulose überhaupt zu verhüten. Man konnte die Krankheit mit dem Tuberkulin in ihren Anfangsstadien mit Sicherheit diagnostizieren, in Stadien also, die nach Kochs Behauptung gleichfalls „mit Sicherheit“ heilbar waren. Allerorten wurde nun von den Ärzten und Krankenanstalten die Prüfung des neuen Mittels vorgenommen. Es ist bekannt, mit welchem Erfolge. Trotz anfänglich günstig lautender Berichte blieben doch definitive Heilungen irgend einer Manifestation der Tuberkulose aus. Auch die Lehre von der diagnostischen Wirkung des Tuberkulins wurde je länger je mehr bestritten. Kraute mit ausgesprochenen Schwindelsymptomen ließen häufig die bekannte Fieberreaktion vermissen, dafür zeigte sie sich in manchen Fällen, in denen



Phot. Reichard & Lindner, Berlin.

Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin †.

Der Thronwechsel im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin.

Seit Jahren war Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin, der am 10. April dahinschied, leidend, aber die Kunde von seinem plötzlichen Ableben kam doch überraschend, und die Umstände, unter welchen der Tod erfolgte, erweckten weit über Deutschlands Grenzen inniges Mitgefühl. Am 19. März 1851 als Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. und seiner Gemahlin Auguste, geborenen Prinzessin Reuß-Schleiz-Köstritz, geboren, gelangte er nach dem Tode seines Vaters am 15. April 1883 zur Regierung, doch war er bald nach Antritt derselben durch sein körperliches Leiden häufig gezwungen, im milderen Klima des Auslandes zu weilen. Die militärische Laufbahn des Verewigten läßt sich kurz folgendermaßen skizzieren: Im Alter von elf Jahren wurde er am 13. März 1863 als Sekondlieutenant à la suite des 24. preussischen Infanterieregiments in Neuruppin, dessen Chef sein Vater war, eingestellt. Am 31. Januar 1867 rückte er zum Premierlieutenant und am 21. November desselben Jahres zum Hauptmann auf. An dem Kriege gegen Frankreich nahm er im Großen Hauptquartier des Königs Wilhelm I. teil und erwarb sich das Eisene Kreuz. Am 17. Januar 1873 wurde er Major, im August 1875 à la suite des Gardes Kürassierregiments gestellt und that bei diesem Regiment nahezu drei Jahre Dienste. Am Tage seiner Vermählung (24. Januar 1879) wurde er Oberstlieutenant, und zu Weihnachten desselben Jahres erhielt er die Chefstelle beim 17. Dragonerregiment. Bei seinem Regierungsantritt wurde er Generalmajor und Chef des 15. Husarenregiments. Im November 1887 rückte er zum Generalleutnant und am 27. Januar 1890 zum General der Kavallerie auf. Seit März 1893 war er auch Chef des 24. Infanterieregiments, in dem er seine Laufbahn begonnen hatte.

Aus der Ehe des Verewigten mit der Großfürstin Anastasia Michailowna von Rußland sind zwei Töchter und ein Sohn entsprossen, letzterer nunmehr Großherzog Friedrich Franz IV., geboren am 9. April 1882, Lieutenant à la suite des Mecklenburgischen Grenadieregiments Nr. 89. Das Porträt der ältesten, erst vor kurzem mit dem Prinzen Christian von Dänemark verlobten Tochter, der Herzogin



Phot. Fritz Penzstel, Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.

Robert Kochs neue Tuberkulinpräparate.

Von

D. Ritterband-Berlin.

Es ist noch in aller Erinnerung, welchen Taumel der Begeisterung Robert Koch im Jahre 1890 heraufbeschwor, als er in der Deutschen medizinischen Wochenschrift seine ersten Mitteilungen über das Tuberkulin und seine Heilwirkung bei Lungen- und Nierenschwundstücken veröffentlichte. Ein wahrer Rausch bemächtigte sich der ganzen Kulturmenschheit. Sie sah die Geißel, welche bisher das Glück zahlreicher Familien zerstört und die Völker dezimiert hatte, durch die Großthat des kühnen Forschers nunmehr bezwungen am Boden liegen; Schwindsüchtige, die schon mit einem Fuße im Grabe standen, kamen aus weiter Ferne in Scharen herbeigeströmt, um des wunderthätigen Mittels theilhaftig zu werden; die Kurze der Versicherungsgeellschaften stiegen, und manche phantasiervolle Denker erörterten bereits die Frage, wie sich die Menschheit gegenüber der nunmehr zu erwartenden Uebervölkerung verhalten werde. Koch hatte damals folgendes behauptet: In frischen und leichten Fällen von Lupus, Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberkulose tritt nach Anwendung seiner Behandlungsmethode schnelle Heilung ein, bei den schweren Fällen langsam fortschreitende Besserung. Beginnende Phthise glaubte er mit dem Tuberkulin mit Sicherheit heilen zu können und teilweise auch noch die nicht zu weit vorgeschrittenen Fälle. Sollten Recidive (Wiederkehr der schon geheilten Krankheit) auftreten, die bei seinem Verfahren nicht ausgeschlossen seien, so nahm er an, daß sich dieselben ebenso leicht würden beseitigen lassen wie der erste Anfall. Ebenso wertvoll wie die heilenden seien

die angeblich Tuberkulösen sich als vollkommen gesund erwiesen oder an einer andern Krankheit litten als an Tuberkulose. Hatte man vorher jedes geringe Anzeichen von Besserung als einen Beweis der Heilwirkung des Tuberkulins angestaut, so legte man ihm jetzt in ebenso partieller Weise jede Verschlimmerung zur Last, und wenn sie noch so sehr dem natürlichen Verlaufe der Krankheit entsprach. So verschwand das Tuberkulin ziemlich schnell aus der Reihe der Schwundstümmel, und es waren noch wohlwollende Beurteiler, die es als einen Beweis dafür ansahen, wie sehr selbst große Geister, denn dafür hielt man Robert Koch trotz alledem, dem Irrtum unterworfen sind.

Und dennoch! Hin und wieder begegnete man in allen den Jahren in medizinischen Fachblättern vereinzelt Berichten, aus denen hervorging, daß man bei maßvoller Anwendung mit keinem andern Mittel bedeutendere Besserungen bei Tuberkulose erzielte als gerade mit dem Tuberkulin. Und auch als diagnostisches Mittel bewährte es sich, wie sich immer deutlicher herausstellte, wenigstens bei der Kindertuberkulose. Auf dieser Wirksamkeit basieren die prophylaktischen Maßnahmen, die eine Reihe von Kulturstaaten, darunter Deutschland und in neuester Zeit Frankreich, zum Schutze ihres Kindviehbestandes gegen die Verflucht ergriffen haben. Und auch Robert Koch sann und arbeitete mit der ganzen Hartnäckigkeit des Genies, unberührt von Lobpreisungen und Schmähungen, all die langen Jahre über Umgestaltungen und Verbesserungen des Tuberkulins. Die Resultate dieser mühevollen Arbeiten hat nun der Forscher in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht.

Die Eigenschaft eines Organismus, die ihn gegen Infektionskrankheiten schützt, die Immunität, ist nicht etwas Einfaches, Untheilbares, wie man früher glaubte, sondern kann aus mehreren Komponenten bestehen. Kultiviert man den Bacillus des Wundstarrkrampfes auf flüssigen Nährmedien, so kann man mit der filtrierten Kulturflüssigkeit Tiere gegen diese Krankheit immunisieren. Zu dieser Flüssigkeit ist nämlich das chemische Gift der Krankheit enthalten, und hat man dieses, von kleinen zu größeren Dosen ansteigend, dem Tiere beigebracht, so verträgt es schließlich die künstliche Infektion von vollentwickelten Krankheitsbakterien, ohne zu erkranken. Es ist immunität. In diesem Falle beruht aber die Immunität nicht etwa darauf, daß die Bacillen im Körper absterben, sondern sie macht nur das Gift, das



Phot. Heinrich Tonn, Schwerin.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.



Photogenie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Mailust. Nach dem Gemälde von A. Seifert.

sie im Tierkörper produzieren, für denselben unschädlich. Die Bacillen vegetieren ruhig weiter, und es kann vorkommen, daß, wenn die Dauer der Immunität, die nach gewisser Zeit schwindet, abgelaufen ist, das Tier noch nachträglich an Wundstarrkrampf erkrankt. Hier handelt es sich also lediglich um eine Giftimmunität. Umgekehrt bei der Cholera und beim Typhus. Hier kann man gegen die spezifischen Bakterien immunisieren, aber nicht, oder wenigstens nicht vollkommen, gegen das von ihnen im Tierkörper produzierte Gift. Das heißt also: in den immunisierten Tieren gehen die Bacillen einer vollgiftigen Kultur, mit der sie infiziert werden, sehr schnell zu Grunde, das Gift, das die spezifischen Bakterien aber in dem Tierkörper aufgespeichert haben, bleibt wirksam und kann die Tiere krank machen und töten. Das Problem der Immunisierung besteht also darin, eine Methode zu finden, bei der sowohl die Bakterien als auch die von ihnen erzeugten Gifte vernichtet werden. Denn es ist denkbar, ja in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Bakterien einer Krankheit mehrere schädigende Gifte im Tierkörper produzieren.

Bei der Tuberkulose war nun vor allem die Grundfrage zu beantworten, ob es für sie überhaupt eine Immunität giebt. Die ganze Lehre von der Immunität beruht nämlich auf der Thatsache, daß das Ueberstehen vieler Infektionskrankheiten kürzere oder längere Zeit vor der Wiedererkrankung schützt. Der Körper ist dann von der betreffenden Krankheit durchseucht, er ist für eine neue Infektion unzugänglich, er ist immun. Bei der Tuberkulose kann aber jemand von seiner Krankheit geheilt sein, ohne dadurch gegen eine neue Invasion der Tuberkelbacillen immun geworden zu sein. Immerhin giebt es bei dieser Krankheit zwei Thatsachen, die auf die Möglichkeit einer Immunität hinweisen. Bei einer Wunde dieser Affektion, der Miliartuberkulose, bei der das Blut des Körpers anfänglich von den Mikroben überschwemmt ist, giebt es ein Stadium, in dem man nur wenige Bakterien findet. Hier muß also die Hauptmasse derselben im Verlauf der Krankheit vom Körper vernichtet worden sein. Das wäre also eine Art bakterieller Immunität, die freilich dem betreffenden Organismus nichts mehr nützt, weil er durch die Ueberschwemmung mit Bakteriengift zu sehr geschädigt ist, um weiter leben zu können. Eine ähnliche Beobachtung konnte Koch auch bei der experimentellen Tuberkulose der Meerschweinchen machen. Jedenfalls aber hat hier die Wechselwirkung zwischen einer Masse von Bakterien und dem tierischen Gewebe den Körper in den Stand gesetzt, eben diese Bakterien bis auf geringe Reste zu vernichten. Diesen Effekt suchte nun Koch durch Injektion toter Bakterien nachzuahmen. Vergeblich! Denn die injizierten Bakterien verursachten an der Injektionsstelle Eiterungen, in denen sie monatelang nachweisbar waren, ohne vom Körper resorbiert zu werden. Ebenjowenig ließen sich die Bakterien durch chemische Eingriffe resorbierbar machen. Koch versuchte nun aus den Bakterien die wirksamen Bestandteile zu extrahieren. Dazu wählte er zuerst Glycerin an, und solch ein Glycerinextrakt aus Tuberkelbacillen ist eben das im Jahre 1890 von ihm eingeführte Tuberkulin. Es ist interessant, daß Koch auch heute noch der Ansicht ist, daß wir in demselben ein sicheres diagnostisches Hilfsmittel besitzen, wobei er sich mit Recht, wie uns scheint, auf die ausgedehnte Anwendung stützt, die es in der Prophylaxe der Kindertuberkulose (Percussio) in den meisten Kulturstädten gefunden hat. Daß es die Tuberkulose heilt, behauptet er zwar nicht mehr, immerhin entfaltet es aber eine ziemlich große immunisierende Wirkung, und zwar handelt es sich dabei lediglich um eine Giftimmunität, während es die Entwicklung der Bakterien im Körper nicht hindert. „Ich würde,“ sagt er, „wenn es mir nicht inzwischen gelungen wäre, wirklich bakteriell immunisierende Präparate aus den Kulturen der Tuberkelbacillen darzustellen, auch jetzt noch das Tuberkulin für das beste unter den jetzt zu Gebote stehenden Mitteln gegen Tuberkulose halten.“

Noch wirkungsvoller im Sinne der Giftimmunität erwies sich das alkalische Extrakt der Tuberkelbacillen. Es machte aber, wenn man die Dosen bis zu einer gewissen Menge steigerte, an den Injektionsstellen Abscesse, die von einem geringen Gehalt an toten Bacillen herrührten, welche bei der Filtration der Präparate durch das Filtrierpapier mit hindurch dringen. Eine Filtration durch Thonzellen hält zwar die Bakterien zurück, es bilden sich auch keine Abscesse mehr, das Filtrat immunisiert dann aber auch nicht stärker als das gewöhnliche Glycerin-Extrakt-Tuberkulin. Die Bacillen also erhöhten die Wirksamkeit des Extrakts. Sie konnten aber nur bis zu einer gewissen Menge resorbiert werden. Ueberschritt Koch diese, so entstanden Abscesse, und die weitere Resorption der Bacillen hörte auf. Wie nun den Körper dazu zwingen, daß er größere Mengen dieser wirkungsvollen Bazillen resorbierte?

Es lag nahe, und manche andre Versuche und Erfassungen, auf die näher eingegangen hier zu weit führen würde, brachten Koch gleichfalls auf den Gedanken, die Bacillen, die in unversehrtem Zustande unter keinen Umständen resorbiert werden, klein und fein, wie sie sind, mechanisch so weit zu zertrümmern, daß sie für die resorbierenden Elemente des Körpers besser angreifbar werden. Nach vielfachen Versuchen gelang es ihm, dieses Ziel zu erreichen, wenn er vorher im Vakuum-Exsiccator die Bacillen vollkommen trocknete und sie dann in einem Achtmörser mit einem

Achtpistill lange Zeit hindurch verarbeitete. Immer aber blieben auch so noch unverletzte Tuberkelbacillen übrig. Deshalb verteilte er die ganze Substanz in destilliertem Wasser und zentrifugierte sie. Auf einer sehr kräftigen Zentrifuge von 4000 Umdrehungen in der Minute gelang es ihm nach $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden, die Flüssigkeit in eine obere, weißlich opaleszierende, aber vollkommen klar durchsichtige bacillenlose Schicht und einen fest anhaftenden schlammigen Bodensatz zu trennen. Letzterer wurde wieder getrocknet, in Mörsern verarbeitet und zentrifugiert; und dies wurde fortgesetzt, bis schließlich fast nichts übrig blieb, als einige zufällige Verunreinigungen von Baumwollfasern, Staub und so weiter. Auf diese Weise konnte die gesamte Masse der Tuberkelbacillenkultur in eine Reihe von vollständig klaren Flüssigkeiten verwandelt werden.

Diese Flüssigkeiten erwiesen sich sämtlich als vollkommen resorbierbar und machten niemals Abscesse. Es stellte sich auch bald heraus, daß die oberste nach der ersten Zentrifugierung gewonnene Schicht, die Koch der Kürze halber Tuberkulin O (abgekürzt TO) nennt, sowohl chemisch als auch namentlich durch ihre Wirkung auf Menschen und Tiere von den übrigen Schichten, die sich als gleichartig erwiesen, wesentlich verschieden ist. Diesen Rest, der nach Ausscheidung des Tuberkulins O aus der Verarbeitung des Bacillensuspensions gewonnen wurde, nannte Koch deshalb Tuberkulin R (abgekürzt TR). Das TO bleibt bei Zusatz von 50 Prozent Glycerin unverändert, enthält also offenbar die in Glycerin löslichen Bestandteile der Tuberkelbacillen und steht auch in seiner Wirkung auf Tiere und Menschen dem gewöhnlichen Tuberkulin, das ist dem früher erwähnten Glycerinextrakt der Tuberkelbacillen, sehr nahe. Von dem ebenfalls vorher beschriebenen alkalischen Extrakt unterscheidet es sich im wesentlichen nur darin, daß es keine Abscesse hervorruft.

Das TR dagegen bildet bei Zusatz von 50 Prozent Glycerin einen flockigen, weißen Niederschlag und hat sehr stark immunisierende Eigenschaften. In zu großen Dosen erzeugt es die vom gewöhnlichen Tuberkulin her bekannten fieberhaften Reaktionen. Aber zum Unterschied von diesen sind dieselben für die immunisierende und heilende Wirkung durchaus unnötig. Koch sucht deshalb bei Behandlung Tuberkulöser mit TR Reaktionen möglichst zu vermeiden und steigert daher die Dosen nur so langsam, daß dieselben nicht eintreten. Das TR enthält alle immunisierenden Substanzen, die in den Tuberkelbacillen enthalten sind. Denn ein Mensch, der gegen TR immunisiert ist, also durch allmähliche Steigerung der Dosen dahin gebracht ist, daß er eine volle Quantität des TR ohne Reaktion erträgt, reagiert auch auf große Dosen des gewöhnlichen Tuberkulins und des TO nicht mehr. Gerade dieses Verhalten hat Koch durch zahlreiche Versuche über jeden Zweifel hinaus festgestellt.

Die Behandlung von Menschen beginnt Koch mit einer Dosis TR, die $\frac{1}{500}$ Milligramm wirksamer Substanz enthält. Hiernach erfolgt in der Regel keinerlei Reaktion. Tritt sie wider Erwarten dennoch ein, so nimmt man die Dosis noch kleiner. Unter langsamer Steigerung wird nun alle zwei Tage injiziert, bis man auf eine Dosis von 20 Milligramm gekommen ist. Hat der Körper sich auch an diese Dosis gewöhnt, ohne zu reagieren, dann hört man auf oder injiziert nur noch in größeren Pausen, wobei immer darauf zu achten ist, daß keine nennenswerten Temperatursteigerungen eintreten.

Was zunächst die Heilwirkung des TR bei Tieren anbetrifft, so gelang es Koch, eine größere Anzahl von Meerschweinchen, die bekanntlich für Tuberkulose so außerordentlich empfindlich sind, so vollkommen zu immunisieren, daß sie wiederholte Impfungen mit vollgiftigen Kulturen ertrugen, ohne infiziert zu werden. Durch die Sektion wurde bei ihnen monatelang nach der Impfung die vollkommene Gesundheit aller Organe erwiesen. Von den eingepfimpften Tuberkelbacillen konnte bei ihnen keine Spur aufgefunden werden. Das TR vernichtet also sowohl die Bacillen wie die Wirkung des von ihnen produzierten Giftes. Erhielten die Tiere erst nach erfolgter tuberkulöser Infektion die TR-Injektionen, was schon eine bis zwei Wochen nach der Impfung mit Tuberkelbacillen geschehen muß, da die Krankheit bei Meerschweinchen äußerst rasch verläuft, so gesunden die Tiere. Untersucht man ihre Organe in den verschiedenen Uebergangsstadien von der Krankheit zur Heilung, so findet man bei den bereits tuberkulös gewordenen Organen einen fast unmerklichen Rückgang der Krankheit.

Beim Menschen ist es natürlich von hoher Wichtigkeit, die Behandlung möglichst frühzeitig zu beginnen. Erst wenn man in langsamer Steigerung zu Dosen von 0,5 bis 1 Milligramm gelangt ist, treten unverkennbare Wirkungen der Immunisierung ein. Ein Kranker, der nur noch wenige Monate zu leben hat, kann daher keinen Nutzen mehr von dem Mittel erwarten, weil seine Todesstunde schlägt, bevor sich die Wirkung des Mittels zu entfalten begonnen hat. Auch Kranke, bei denen, wie so häufig, neben der Tuberkulose andre bakterielle Prozesse ihre unheilvollen Wirkungen ausüben, können von dieser spezifischen Behandlung wenigstens keinen unmittelbaren Nutzen erblicken. Koch hat eine ziemlich große Zahl geeigneter Kranker, die an Lupus (Hauttuberkulose) oder Miliartuberkulose litten, mit dem TR behandelt und Besserungen erreicht, die viel weiter gingen als die mit dem gewöhnlichen Tuberkulin bisher erzielten

Erfolge. Nach gewöhnlichen Begriffen konnten nicht wenige Fälle als geheilt bezeichnet werden, und Koch vermeidet den Ausdruck „Heilung“ nur deshalb, weil noch kein hinreichend langer Zeitraum ohne Recidiv verstrichen ist. Ohne irgendwie bedeutende Fieberreaktionen, ohne jene stürmischen Erscheinungen, wie sie vom Tuberkulin her bekannt sind, nahm schon nach wenigen Injektionen von TR die Menge des Auswurfs ab, die physikalischen Krankheitserscheinungen schwanden mehr und mehr, und zuweilen versiegte der Auswurf gänzlich, womit natürlich auch der Befund von Tuberkelbacillen aufhörte. Fast bei allen Kranken hob sich von Anfang an der Ernährungszustand, und es traten bis zum Schluß der Behandlung ganz erhebliche Gewichtszunahmen ein, und endlich kehrte auch die fieberhafte Temperatur nach und nach zur Norm zurück.

Das sind im wesentlichen die Mitteilungen Robert Kochs über seine neuen Tuberkulinpräparate, die nicht verfehlen werden, bei Laien und Fachleuten ein gewaltiges Aufsehen zu erregen. Es ist nun an den Ärzten, mit nüchterner Ruhe und kühler Ueberlegung Kochs Angaben zu prüfen. Was er uns giebt, das ist das Resultat mühsamer, jahrelanger Arbeit, von deren unendlicher Schwierigkeit und selbst Gefahr sich der Laie nur schwer eine zutreffende Vorstellung bilden kann. Dieser nimmermüde Forscherfleiß, diese zielbewusste Thatkraft, die keine Macht der Erde abbringt von dem Wege, den zu gehen sie sich berufen fühlt, sie sind das avare Zeichen des Genies, und sie verdienen unter allen Umständen ein volles Maß der Bewunderung, selbst wenn ihnen der Erfolg versagt sein sollte. Aber die Kochschen Mitteilungen haben nichts Ueberschwengliches, sie zeigen ganz die Klarheit und nüchterne Ruhe des Forschers, der nur das sagt, was er wirklich gesehen hat oder wenigstens gesehen zu haben glaubt. So wollen wir denn hoffen, daß die Menschheit diesmal keine Enttäuschung erfährt, und daß es dem unermüdeten Gelehrten beschieden ist, endlich zu ernten, wo er so lange Jahre gesät hat.

Dung gefreit!

Humoristischer Roman

von

Nataly von Eschstruth.

(Fortsetzung.)

Jeder gestikulierende Nase lebhaft hinter Papas Rücken, und Born sekundierte ihr dabei, so daß der arme Schilling ganz verlegen wurde. Glücklicherweise meldete Wulff gerade zur rechten Zeit, daß angerichtet sei. Außerdem brachte er einen eingeschriebenen Brief an den gnädigen Herrn.

Der Major griff danach, hat um Verzeihung und trat zum Tisch, um den Postschein zu unterzeichnen. Herr v. Schilling aber wandte sich mit verzerrtem Gesicht zu Rose:

„Mein gnädiges Fräulein, sprachen Sie eben in Zeichen zu mir?“

„Ja,“ gab sie zurück. „Wollen Sie uns das ganze Mittagessen verderben? Wenn man Vater an Thüringen erinnert, ist er tagelang schlechter Laune.“

„Wetter! Wegen des übermühten jungen Mannes?“

„Gewiß. Wir hassen ihn!“

„Sie auch, Fräulein Rose?“

„Natürlich ich auch. Von so einer Frechheit machen Sie sich gar keinen Begriff.“

„Schauderhaft! Wie sah der Unmensche denn aus?“

„Weiß ich nicht. Wer wird sich so unverschämte Menschen noch groß ansehen!“

„Es waren mehrere?“

„Drei Stück. Sicherlich drei Kohlweiden schwarze Galgenphysiognomien — wie die Piquebuben!“

„Fraglos! Bösartige müssen schon des Prinzips wegen immer schwarz aussehen,“ nickte Schilling ernsthaft. „Was aber thaten die Ungeheuer denn Ihnen, Fräulein Rose?“

„Vielleicht erzähle ich Ihnen das später einmal. Jetzt um Gottes willen still davon! Und ein paar Wike gemacht, daß Vater wieder lachen muß.“

„Sofort! — Kommando: Alle Wike auf Deck!“

„Bitte, lieber Joachim, führen Sie meine Frau zu Tisch!“

Die Stimmung war wieder vortrefflich und hielt auch an; selbst Tante Sidonie war von nie gekannter Milde und Nachdenklichkeit. Herr v. Schilling war die verkörperte Höflichkeit und Galanterie gegen sie, und sie ließ sich willig seine Artigkeiten gefallen. Nur als er Rose helfen wollte, die ersten neuen Kartoffeln für die Frau Professor zu schälen, lehnte sie beider Höflichkeit in ihrer brüsten Manier ab.

Als dann überraschte Tante Sibonie die Familie durch einen Entschluß:

„Ich will nächste Woche einen Damenkaffee geben. Von allen Seiten drängt man mich! — Rose, du kannst dann guten Kaffee kochen, und du, Dora, sorgst für die süße Speise. Ernst rückt auch eine Flasche zu Maibowle heraus; der Waldmeister ist bis dahin so weit; ich weiß, wo er im Walde steht. Den liefere ich!“

„So macht man sich einen Kaffee billig und bequem,“ raunte der Landrat in das Ohr der Schwiegermutter.

„Sollen die Damen in deinem Zimmer empfangen werden?“

„Natürlich, sonst denken sie ja, ihr gebt die Gesellschaft.“

„Aber deine verblichenen Möbel?“

Die Professorin nickte beinahe verschmüht.

„Die sind bis dahin wieder neu. Und zwar ohne den teuren Färber und Tapezier.“

„Aber Tanten, wie willst du das machen?“

„Ist mein Geheimnis! Wart es gefälligst ab!“

„Werden wir Herren auch Zutritt haben?“

„Zum Schluß kommt ihr erscheinen; vorher stört es die Gemüthlichkeit. Wenn die Frauenzimmer einen Schmurrbart sehen, haben sie für nichts andres mehr Sinn und Interesse, und ich beabsichtige ihnen doch aus meinem neuen botanischen Werk vorzulesen, dessen erstes gedrucktes Exemplar ich nächster Tage erhalten werde.“

Joachim fuhr erschrocken zusammen, der Landrat aber sagte sehr ernst: „Pardon!“ denn er hatte anstatt auf den Fuß seiner Schwiegermama auf den des Herrn v. Schilling getreten.

Rose hob ihre Serviette auf und tauchte dabei längere Zeit unter den Tisch.

„Rose, Rose! Hast du etwa Hauszwirn da unten?“ rief Siegfried und gab damit das Signal zu einem erlösenden Gelächter.

*

Joachim v. Schilling lebte sich außerordentlich schnell in Jaseritz ein. Es war ganz seltsam, wie ausgezeichnet er mit Rose harmonierte. Er interessierte sich für alle Dinge, welche auch das junge Mädchen am lebhaftesten beschäftigten, und da er ja hierher gekommen war, um recht viel Praktisches zu sehen und zu lernen, so war es ganz selbstverständlich, daß er fast den ganzen Tag über ihr Begleiter war. Er schritt an ihrer Seite, wenn sie in frühesten Morgenstunden nach dem Hühnerhof ging, persönlich die Eier einzusammeln. Sie zeigte ihm dann mit leuchtenden Augen ihre Glücken, welche jedes Jahr früher als alle Dorfgenossinnen ihre kleine Brut vorstellten, ein Ergebnis all der Sorgfalt und Pflege, welche sie genossen, der praktischen Stalleinrichtungen, welche Rose sich persönlich ausgedacht.

Dann ging es weiter in den Garten, wo die Obstkulturen ihr besonders am Herzen lagen, wo die Mistbeete Außerordentliches zeitigten und in dem Treibhaus ein feenhafter Blumenstolz das Auge entzückte. Und er lobte, bewunderte und ließ sich erklären, was ihm neu war. Alles wollte er daheim ebenso haben wie in Jaseritz.

Das machte sie riesig stolz. „Die Anlagen Ihrer Herrschaft sind ja alle so bedeutend großartiger wie bei uns auf dem bescheidenen Gut,“ sagte sie eifrig. „O, wie viel können Sie daraus machen, wenn Sie es geschickt und praktisch anfangen!“

„Sie müssen uns im Sommer, wenn Mama anwesend ist, besuchen, Fräulein Rose! Ich bin überzeugt, daß es Ihnen bei uns gefällt! Wir haben ja einen so gleichen Geschmak, und ich bin nirgends lieber als in Reutin!“

Sie schritten durch die sonnigen Gartenwege. Die Kirschblüten brachen über ihnen durch die Knospen, die ersten Schmetterlinge gaukelten vor ihnen her.

„Wie kamen Sie eigentlich auf die Idee, den Säbel an den Nagel zu hängen und Landwirt zu werden?“ fragte Rose lebhaft, neigte sich und sammelte ein paar trockene Reiser, welche den Weg verunzierten, in ihr weißes Schürzchen. „Der abgeschlossene Daumen allein war doch nicht Grund genug für solch schwerverwiegenden Schritt.“

Er sah flüchtig auf seine rechte Hand nieder, an welcher der fehlende Daumen durch einen Lederfinger ersetzt wurde.

„Nein, dieses kleine Mißgeschick allein zwang mich nicht dazu, denn möglicherweise hätte ich auch trotzdem weiter dienen können. Aber die Veranlassung kam mir sehr gelegen. Ich war ungern Soldat geworden, hatte mich eigentlich nur überreden lassen, als aktiver Offizier in dem Regiment einzutreten, in welchem ich als Freiwilliger allerdings eine hervorragend nette Zeit verlebt hatte. Der bunte Rock reizte auch ein wenig, Papa wünschte es ebenfalls, — nun, da blieb ich in der Manka stecken, ich wußte selber nicht wie.“

„Aber sie ward ein Neßfussgewand?“

„Ja, die Sehnsucht nach Reutin verzehrte mich. Ich war schon als Junge nirgends lieber als auf dem Lande und kreuzunglücklich, wenn wir nach kurzem Sommeraufenthalt wieder in die großen Städte, nach Bern, Amsterdam, Paris oder Konstantinopel zurück mußten. Er kann sein deutsches Blut nicht verleugnen, er klebt an der Scholle!“ jagte Vater, und in der That, ich hatte keinen sehnsüchtigeren Wunsch, als den, Landwirt zu werden und mich dauernd in der Heimat festzusetzen. Das Reisen war mir verleidet, und was ich als Junge geliebt, das Arbeiten und Schaffen in Wald, Feld, Haus und Stall, das wollte ich als freier Mann dereinst genießen. Meine gute, einsichtsvolle Jagdflinte kam mir zu Hilfe, sie amputierte mir den kleinen Dickack hier an der rechten Hand, und in dem ersten Trübel benutzte ich die Gelegenheit, als Halbinvalide den Dienst zu quittieren. Nun bin ich, gottlob, am Ziel!“

Sie sah ihn mit ihren großen, leuchtend braunen Augen heiter an:

„Ich sage es ja: 's ist nichts so schlimm als man es denkt, wenn man's erfährt und richtig lenkt!‘ Nun sind Sie frei, und es geniert Sie nichts weiter als der Daumen in absentia?“

Er lachte. „Sie haben recht, ich behelfe mich ausgezeichnet damit, nur das Schreiben . . . hm . . . das ist unmöglich geworden! Auf stilvolle Liebesbriefe kann meine Braut einmal nicht rechnen!“

Er sah sie neugierig von der Seite an und fand, daß sie ganz entzückend aussah, wie sie ein wenig erröthete. Sie hatte so wie so frische Farben, jetzt vertiefte sich das zarte Innere und überhauchte den weißen Hals bis unter die Nackenlöcher, welche in ganz zarten, goldigbraun schimmernden Flaum ausliefen. Alles sah so warm, so schwelend frisch und jung an ihr aus, auch die zierliche Figur in dem einfachen Hauskleide, welche sich gerade jetzt doppelt vorteilhaft präsentierte, weil Rose sich abwandte, die Arme hob und einen Niederzweig herniederbog.

„In acht Tagen blüht er,“ sagte sie und fuhr dann harmlos fort: „Also schreiben können Sie nicht? Sie Glücklicher, so sind Sie vor Papa sicher und brauchen sich nicht auf Grund Ihrer Handschrift aburtheilen zu lassen!“

„Ist Ihr Herr Vater wirklich ein so ernsthafter Graphologe?“

Rose wandte ihm wieder ihr Gesichtchen zu. Es sah sehr wichtig aus.

„Ein fabelhafter Graphologe, sage ich Ihnen! Er liest aus jeder Schrift den Charakter.“

„Und glaubt auch daran?“

„Steif und fest! Manchmal täuscht er sich freilich, was man aber beileibe nicht sagen darf! Manchmal jedoch trifft er wirklich das Richtige.“

„Alles Dilettantenwissen ist in diesem Falle Humbug. Verzeihen Sie mir unter uns diese Aufrichtigkeit, Fräulein Rose. Die Graphologie ist eine ernste Wissenschaft, welche enormes Studium verlangt; als Sport betrieben hat sie keinerlei Wert.“

„Wohl möglich!“ Das junge Mädchen lachte so schelmisch, daß die weißen Zähne blinkten. „Aber er ist ganz vernarrt darein! Denken Sie doch nur, daß er jetzt mittels der Handschrift seinen Thüringer Feind sucht!“

„Thüringer Feind? Wer ist das?“ Joachim sah ganz betreten aus.

„Nun, das Ungeheuer aus Ruhla! Sie wissen doch!“

„Ah so, der! . . . hm . . . aber wie kam denn Ihr Vater zu der Handschrift dieses Unbekannten?“

Rose erzählte sehr lebhaft die empörende Begebenheit mit dem Wartburg-Fremdenbuch. Selbst ihre fittliche Entrüstung stand ihr reizend. Joachim war stehen geblieben und lauschte atemlos.

„Alle Wetter! Er hat das Blatt mitgenommen?“ stieß er hervor, und dann folgte ein lang gedehnter, leise pfeifender Laut durch die Zähne.

„O, und er findet ihn sicher! Er hat das Autograph vervielfältigen lassen und schickt es in der ganzen Welt herum,“ triumphierte Rose.

Adim schwippte nervös mit einem kleinen Fliederzweig durch die Luft: „Das kann ja recht heiter werden!“

„Nicht wahr? O, ich freue mich auch riesig darauf. Er verdient es, exemplarisch bestraft zu werden, er hat uns zu furchtbar beleidigt!“

„Uns? . . . Sie auch? . . . Na, ich dachte, die Blumenovation, die er gerade Ihnen gebracht . . .“

Rose riß die Augen weit auf vor Staunen: „Woher wissen Sie denn das?“

Er ward ganz verlegen. „Nun . . . erzählten Sie es mir nicht am ersten Tage?“

„Aber gewiß nicht!“

„Dann war es Ihre Frau Mama!“ Er sagte es sehr bestimmt und Rose nickte in plötzlichem Verstehen:

„Ah so, Mama! Ja, die war ja auch dabei. Und Sie nennen das eine Ovation?“

„Fraglos! Man wollte Ihnen hulbigen, weil Sie gewiß tiefen Eindruck auf den Mißethäter gemacht hatten!“

Rose blieb stehen und hob die geballten kleinen Hände. Ihre Augen bligten ein Gemisch von Kampfeslust und Zorn.

„Herr v. Schilling,“ rief sie, „ich bin wahrhaftig nicht kokett und möchte keinem Menschen etwas Böses zufügen, aber dem frechen Menschen aus Ruhla . . . dem . . . dem könnte ich kaltblütig den Hals umdrehen! Herr v. Schilling, wenn er sich in mich verliebt hätte — o ich möchte, er hätte es! Dann könnte ich mich an ihm rächen, wenn ich ihm noch jemals im Leben begegnen würde!“

„Hm . . . armer Junge!“

„Sie bedauern ihn wohl gar?“

„Nein, ich hasse ihn in diesem Augenblick, weil Sie ihn hasse, und wenn ich je Gelegenheit habe, ihm unverhofft zu begegnen, so schieße ich ihn zusammen. Und darum sagte ich ‚armer Junge‘, denn mit einer unglücklichen Liebe im Herzen sterben, muß sehr traurig sein!“

Sie lachte. „Nein, sterben soll er nicht; im Gegentheil, er soll recht lange leben, um seine Mißthaten genügend büßen und bereuen zu können.“

Er trat ganz nah an ihre Seite und sah ihr mit seinen lustigen Augen recht wunderbar in das Gesicht: „Haben Sie sich den gehakten Menschen wirklich nicht angesehen?“

„Nur so im ersten Schreck, ich war so entsetzt und verwirrt dazu?“

„Vielleicht war er ein recht hübsches junges Blut und hätte Ihnen bei näherer Bekanntschaft gefallen?“

Sie ward wieder ein wenig verlegen und trat schnell zur Seite auf ein Beet, um ein paar Stauden Unkraut auszupflücken.

„Nein, in keinem Fall! — Ich kann schwarze Männer nicht leiden, habe mich schon als Kind vor ihnen gefürchtet! Außerdem braucht mir gar kein Mann zu gefallen!“

„Ah, warum denn nicht?“

„Geiraten thue ich nicht, und für eine unglückliche Liebe danke ich!“

„Warum wollen Sie absolut alte Jungfer werden?“

Sie richtete sich wieder auf und strich glättend über Schürze und Kleid. Ihre Wangen leuchteten in tiefem Rot, und die Augen bligten. So stand die Heidenrose jung und morgenschön im Tau und hob trotzig die Stacheln gegen den wilden Knaben, welcher ihr so gefährlich dachte — ihr Kinderherz wußte selber noch nicht, warum.

„Weil ich nicht weg von hier will, weil ich Jaseritz liebe, weil ich nicht in der Stadt wohnen mag . . . Und außerdem . . .“

„Wer spricht denn von der Stadt? Vielleicht wohnt der Rechte ja auf dem Lande!“

Wie er sie ansah, und wie das Gespräch so wunderbar wurde! Rose atmete ganz beklommen. Das Reden gefiel ihr bei weitem besser. Sie lachte darum und sagte hastig:

„Der Rechte kann gar nicht kommen, weil es

(Fortsetzung S. 534.)



Figur 1. Lauchervogel-Eier (natürliche Größe). 1. Lamm; 2. Eisfackel; 3. Lorch; 4. Kormoran; 5. Geyll-Lamm; 6. Schwalbenfarnvogel.

Unsre einheimischen Vogeleier.

Mit Aquarellen nach der Natur.

Von

Georg Krause.

Frühling! Noch ist der Schnee im Gelände nicht ganz den wärmer werdenden Strahlen der Frühlingssonne gewichen, aber bei unsern heißblütigen gefiederten Freunden ist der Liebesfrühling schon längst eingezogen. Von Tag zu Tag wird es lebendiger in Wald und Flur, erschallen wieder die Gesänge, Pfeife und Lockrufe, um in hellem Jubel



Figur 2. Raubvögel-Eier (natürliche Größe). 1. Fischadler; 2. Sperber; 3. Turmfalke; 4. Mäusebussard.

die neu erwachende Natur zu begrüßen. Da giebt es ein Hasten und Jagen, ein geschäftiges, reges Treiben; die alten Nester müssen ausgebessert, neue zusammengeklebt, gebaut, geflickt, gewebt oder gegraben werden. Handelt es sich doch um den Bau einer Wiege für die geliebte Nachkommenschaft und um die sorgfältigste Unterbringung des größten Wundergebildes unsrer Schöpfung, des Eies.

Ein Vogelei! Wie viele glauben es zu kennen und ahnen es kaum, daß die Eier jeder Gruppe, ja sogar jeder einzelnen Art ein anderes, ich möchte sagen ein individuelles Aeußere besitzen. Der knappe Raum verbietet es mir leider, in meinem Thema eingehender zu werden, ich will daher nur in kurzen Worten die hervorragendsten und interessantesten Eigenheiten unsrer europäischen Vogeleier besprechen und bemerke hierbei, daß die Abbildungen nach den in meiner Sammlung befindlichen Originalen gezeichnet sind.

Wie überall in der Natur, konstatieren wir auch bei den Vogeleiern eine Schutzfärbung Mimikry; denn gerade die Eier derjenigen Vögel, welche ihre Nester in offener Mulde auf ebener Erde anlegen, zeichnen sich durch ganz besondere, die Umgebung täuschend nachahmende Färbung aus. Ich gedenke hierbei nur der Lerchen und Rebhühner; frei auf kahler Sandfläche befindet sich die kleine Nistmulde unsrer Regenpfeifer, vier zierliche und verhältnismäßig große Eier enthaltend, und doch gehört das Auge eines erfahrenen Sammlers dazu, das Gelege zu sehen!

Wie wunderbar aber ergeht sich die Schöpfung in den buntesten Farben bei solchen Eiern, die in geschützten, von Laub oder Wurzelwerk bedeckten Nestern liegen! Hier finden wir blaue, grüne, gelbe, ja sogar rote Eier mit dem buntesten Durcheinander gefleckt, gestrichelt oder getupft.

Sehen wir uns endlich die Eier der Höhlenbrüter, also solcher Vögel an, welche in Baum-, Fels- oder Erdhöhlen, mithin im Finstern brüten, so gelangen wir zu dem überraschenden Resultate, daß sie sämtlich — weiß sind. Wozu brauchte auch ein Specht in seiner dunkeln Althöhle oder ein Eisvogel in seiner tiefen Erdwohnung eine Schutzfärbung für seine Eier?

Nun finden sich aber dennoch Vogelgruppen, welche als Offenbrüter

weiße oder wenigstens sehr helle, also mit der Umgebung nicht übereinstimmende Eier legen. Dieser Fall tritt aber lediglich bei starken und wehrhaften Vögeln ein, welche eben der Schutzfärbung ihrer Kleinode nicht bedürfen und Feinde für ihre Gelege nicht zu fürchten haben; so zum Beispiel Störche, Gänse, Pelikane und so weiter.

Bei aller scheinbar so großen Verschiedenheit in der Färbung ist aber immer noch eine Gruppenzugehörigkeit durchzumerkbar. Betrachten wir uns zunächst unsere Abbildungen.

In Figur 2 erblicken wir eine Gruppe Raubvögel-Eier; allen ist das Rainszeichen in Gestalt einer blutgefleckten Pigmentierung aufgedrückt. Das größte Ei der Gruppe, Nr. 1, ist das des Fischadlers (*Pandion haliaetus*, Cuvier), der Urtypus eines Raubvogeleies. Nr. 2, Sperber (*Accipiter nisus*, Pallas), steht infolge seiner Eigenart, verbunden mit großer Veränderlichkeit, ziemlich isoliert unter den Raubvogeleiern. Nr. 3, unser allbekannter, lebenswürdiger Turmfalke (*Falco tinnunculus*, Boie), ein typisches Falkenei. Sämtliche größeren oder kleineren Falkenarten unterscheiden sich im allgemeinen nur durch ihre verschiedenen Größenverhältnisse. Nr. 4, Mäusebussard (*Buteo vulgaris*, Bechstein). Raubvogeleier besitzen meist eine rauhe, glanzlose Schale, welche bei den großen Arten, wie zum Beispiel Adlern und Geiern, grobe Poren und Unebenheiten aufweist. Den Schluß der Räuberfamilie bilden die Eulen; sie sind Höhlenbrüter und legen daher rein weiße Eier, die bei einigen kleineren Arten einen hohen Glanz besitzen.

Die nächste Gruppe, Figur 3, macht uns mit den hübschen Eiern der Krähenvögel bekannt. Hier herrscht die blaue, respektive blaugrüne Färbung vor, und man hat die Eier einiger Arten wegen ihrer gemeinsamen Uebergänge in Graufärbung und Zeichnung treffender charakterlos genannt. Es kommen nämlich bei unsern Krähen Gelege vom zartesten Himmelblau bis zum dunkeln Olivgrün in allen möglichen Abstufungen vor; daher ist es in den meisten Fällen, bevor er nicht den Nistvogel gesehen hat, selbst dem tüchtigsten Zoologen unmöglich, eine gewisse Bestimmung solcher charakterloser Eier vorzunehmen. Den Urtypus der schwarzen Gesellschaft finden wir in Nr. 1, Kollkrabe (*Corvus corax*, L.), vertreten. Seine Eier variieren von allen übrigen Sippschaftsgenossen am wenigsten. Nr. 2, Rabenkrabe (*Corvus corone*, L.), könnte mit gutem Gewissen von jedem Kenner als das Ei der Nebelkrabe (*Corvus cornix*, L.) bestimmt werden, hätte ich nicht die untrüglichen Identitätsbeweise. Nr. 3, Dohle (*Urocyon monedula*, Boie), ändert wenig ab, doch kommen auch rein blaue Eier ohne jedes Pünktchen vor. Dagegen zeichnet sich Nr. 4, unsere mit vollem Recht verheiratete Elster (*Pica caudata*, Ray) durch alle möglichen und unmöglichen Abweichungen aus. Ihre südländisch vorkommende kleine hübsche Verwandte, Nr. 7, Blaue Elster (*Cyanopica cookii*, Bonaparte), bleibt ziemlich konstant. Einfach, aber hübsch sind die letzten beiden noch zu den Krähenvögeln gehörigen Vertreter, Nr. 5, unser lieberreicher Frühlingsbote Star (*Sturnus vulgaris*, L.), und sein gleichfalls stimmungsbegabter gelber Genosse Pirol (*Oriolus galbula*, L.) in Nr. 6. Die Schönheit dieser beiden Eier wird durch einen zarten Glanz noch erhöht.

Als ein farbiges Durcheinander präsentiert sich die große Gruppe der Jäger, Sänger und Dickhäutler, oder kurzweg der Kleinvögel, in Abbildung 4. Im Hintergrunde als Nr. 1 liegt das Ei des rottrüben Würgers (*Lanius collurio*, L.) mit schöner Kranzzeichnung. Dicht daneben, Nr. 2, die liebliche Singdrossel (*Turdus musicus*, L.);



Figur 3. Krähenvögel-Eier (natürliche Größe). 1. Kollkrabe; 2. Rabenkrabe; 3. Dohle; 4. Elster; 5. Star; 6. Pirol; 7. Blaue Elster.

ein solches Gelege in kugelförmiger Nestmulde aus gefäuletem weichen Holz bietet einen wunderhübschen Anblick. Desgleichen Nr. 3, Heckenbraunelle (*Accentor modularis*, Cuvier). Unschönbar, dem Erdboden angepasst ist Nr. 4, Haubenlerche (*Galerita cristata*, Boie); äußerst zart in Färbung wie Zeichnung ist Nr. 5, der weißgeschwänzter Steinschnäher (*Saxicola leucura*, Lichtenstein) aus dem Süden. Dunkel gefärbt und im Halbdunkel des dichten Strauchwerks völlig unsichtbar ruht, treu bewacht und ängstlich behütet, das Gelege unseers herrlichsten Sängers, der Nachtigall (*Luscinia minor*, Chr. L. Brehm), Nr. 6. Daneben, Nr. 7, liegt das Ei des anmutigen Kottelchens (*Dandulus rubecula*, Boie). Unser fecker Hausfreund, der Sperling (*Passer domesticus*, Koch), ist in zwei Exemplaren, Nr. 8 und 9, vertreten, um die variable Färbung zu zeigen. Mit den wunderbarsten Haarlinsen und Schnörkeln versehen, zeigt sich das Ei der Zippammer (*Emberiza cia*, L.), Nr. 10. Fast hat es den Anschein, als klebten feine Härchen auf dem Ei; sogar die Unterflecke verraten die gleiche Anlage zu derartigen Zeichnungen, die noch mehreren Ammereiern charakteristisch sind. Mit Nr. 11 gelangen wir zum kleinsten unsrer einheimischen Vogeleier, dem des Goldhähnchens (*Regulus cristatus*, Koch). Eine äußerst zarte Erscheinung bietet Nr. 12, Gartenspötter (*Hypolais salicaria*, Bonaparte), desgleichen Nr. 13, Gartenrotschwanzchen (*Ruticilla phoenicea*, Bonaparte). Prächtig gefärbt ist Nr. 14, Cettis Rohrfänger (*Cettia sericea*, Bonaparte), unscheinbar Nr. 15, die Gartengräsmücke (*Sylvia hortensis*, Bechstein). Ueberaus zierlich ferner Nr. 16, die Schwanzmeiße (*Acredula caudata*, Koch). Der Schilfrohfänger, Nr. 17 (*Calamohorpe phragmitis*, Bechstein), trägt die Farbe seines Neststoffes, während der hurtige Baumläufer (*Certhia familiaris*, L.), Nr. 18, die rot gefleckten Reiheneier kopiert. Wunderbar feine Punktzeichnung sehen wir bei Nr. 19, Heuschreckenrohfänger (*Locustella naevia*, Bonaparte). Mit Nr. 20, Rohlmeiße (*Parus major*, L.), und Nr. 21, der munteren Zaungräsmücke oder dem Müllerchen (*Sylvia curruca*, Latham), beschließen wir die Gruppe.

Abbildung 5 führt uns die prägnantesten Eier der Hühnervögel vor. So sehen wir in Nr. 1 das Auerhuhn (*Tetrao urogallus*, L.), in Nr. 2 ein eigentümlich gezeichnetes Ei des schottischen Schneehuhns (*Lagopus scoticus*, Vieillot), in Nr. 3 unsern Fasjan (*Phasianus colchicus*, L.), in Nr. 4 das Rebhuhn (*Starna cinerea*,



Figur 4. Kleinvögel-Eier (natürliche Größe). 1. Rotrückiger Würger; 2. Singdrossel; 3. Heckenbraunelle; 4. Haubenlerche; 5. Weißschwänziger Steinschnäher; 6. Nachtigall; 7. Kottelchen; 8. und 9. Hausperling; 10. Zippammer; 11. Goldhähnchen; 12. Gartenspötter; 13. Gartenrotschwanzchen; 14. Cettis Rohrfänger; 15. Gartengräsmücke; 16. Schwanzmeiße; 17. Schilfrohfänger; 18. Baumläufer; 19. Heuschreckenrohfänger; 20. Rohlmeiße; 21. Zaungräsmücke.

getüpfelte Sumpfhühnchen (*Gallinula porzana*, Latham), seine geschmackvolle Zeichnung durch eine Menge Unterflecken zu erhöhen sucht.

Die merkwürdigsten Gestalten aber müssen wir oben in Figur 1 suchen. Ich beginne sofort mit Nr. 1, der Lurche (*Uria troile*, Latham). Abgesehen von der ungeheuerlichen und stark abändernden Färbung ist hier die ippichwörtliche Eiform vollkommen verloren gegangen. Dasselbe gilt von Nr. 3, dem Lurdalt (*Alca torda*, L.). Beides sind rauhe, starkschalige Gebilde, denen man es ansieht, daß sie, ohne Ansprüche auf eine weiche Nestmulde auf den harten Felsen gelagert, auch noch den Unbilden des Wetters ausgesetzt sind. Eines Nestes kann sich wieder Nr. 2, der starke Eissee-Taucher (*Colymbus glacialis*, L.), für seine schönen Eier erfreuen. Merkwürdigerweise hat Nr. 5, die Gryll-Lurche (*Uria grylle*, Latham), ihre Eiform nicht nach Art verändert. In Nr. 6 erblicken wir das reizende Ei des Schwalbensturmvogels (*Thalassidroma pelagica*, Vigors). Die winzigen roten Ränken ergeben ein höchst zierliches Kränzchen. Den Schluß meines oologischen Potpourris mag endlich Nr. 4, das seltsame Ei der Kormoranfärb (*Carbo cormoranus*, Meyer et Wolf), bilden. Die Eier der Pelitane, Steißfüße und Scharben sind stets mit einer starken, mitunter knotige Anhäufungen bildenden kalkigen Schutzdecke versehen, so daß man die wahre blaue Färbung des Eies meist nur stückweise, wie oben, zu Gesicht bekommt.

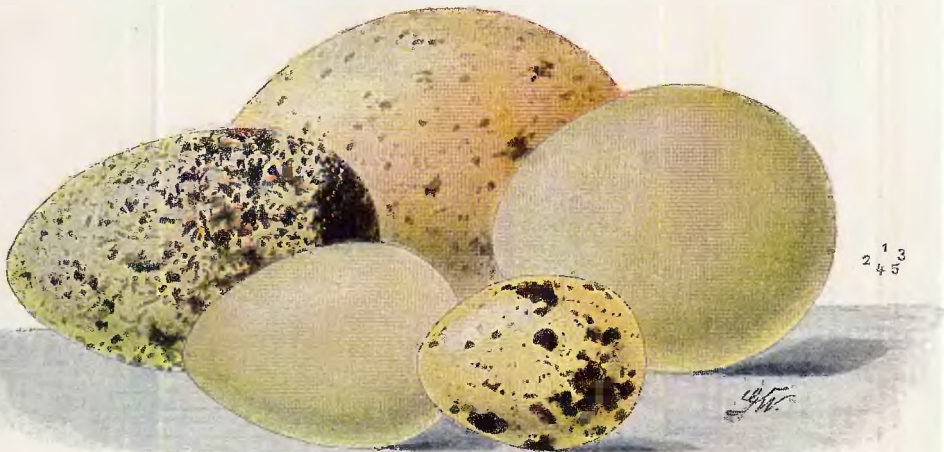
Wenn ich nach meiner knappen Besprechung der durch Abbildungen erläuterten kleinen Anzahl einheimischer Vogeleier bisher nur der Färbung und Zeichnung gedacht habe, so möchte ich es nicht unterlassen, noch einige Schlussworte über Form und Größe hinzuzufügen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Raubvögel, kurze, fast runde, kugelförmige Eier zu legen; solche von Keil- oder Keilschiffelform finden wir wieder hauptsächlich bei Schnepfenvögeln und Allen, während Segler, Kraniche und Taucher mehr langgestreckte Eier besitzen.

Die relativ kleinsten Eier haben Raubvögel, ganz besonders aber, zur Erleichterung seines hinterlistigen Brutgeschäftes, der Kuckuck; verhältnismäßig sehr große Eier finden wir bei Stelzvögeln und Möwen, hauptsächlich aber bei denjenigen Vögeln, deren Gelege aus nur einem einzigen Ei besteht, zum Beispiel bei Allen und Sturmvögeln. Die Anzahl der Eier sowie der jährlichen Gelege schwankt gleichfalls wieder ganz bedeutend. So legen, wie wir soeben gesehen haben, Allen und Sturmvogel nur ein Ei, Reißen und Enten 12 bis 15, ja das Rebhuhn bis 20 Eier in einem Gelege,

während sich Adler, Tauben und Nachtschwalben wieder mit der Paarzahl begnügen. Berücksichtigen wir noch, daß im Laufe des Jahres eine oder zwei Bruten stattfinden (der Sperling bringt es sogar auf drei), so sehen wir, welche Unmasse von Eiern alljährlich gelegt und gepflegt werden müssen; wie geschieht aber die fürsorglichen Vogeletern ihre Schätze zu verbergen wissen, beweist uns wieder die Thatsache, daß nur wenigen die lieblichen Gebilde bekannt sind.

Mögen daher diese Zeilen ebensoviel ihren Teil zur allgemeinen Kenntnis unsrer einheimischen Vogeleier beitragen, als auch die Liebe und das Interesse für unsre heimatische Vogelwelt fördern helfen!



Figur 5. Hühnervögel-Eier (natürliche Größe). 1. Auerhuhn; 2. Schottisches Schneehuhn; 3. Gemeiner Fasjan; 4. Rebhuhn; 5. Wachtel.

Bonaparte) und in Nr. 5 das reizende Ei der Wachtel (*Coturnix dactylisonans*, Meyer). Trotz der nicht unbedeutlichen Verschiedenheit in der Färbung läßt sich ein gemeinsamer Charakter der Eigruppe leicht wahrnehmen.

Unser Schlußbild, Figur 6, bringt noch einige höchst vornehme Erscheinungen der Stelzvogeleier. Den Schmuck jeder Eierammlung bilden gewissermaßen schöne Trappeneier. Nr. 1 zeigt uns ein solches Prachtstück der stattlichen Großtrappe (*Otis tarda*, L.). Mit diesem wetteifert an Schönheit Nr. 2, der graue Kranich (*Grus cinereus*, Bechstein). Wunderfame Verschlingungen trägt Nr. 3, das Ei des Seeregenpfeifers (*Aegialites cantianus*, Boie). Einfarbig blaugrün und doch elegant erscheint Nr. 4, das Ei unsers heimischen Fischreihers (*Ardea cinerea*, L.), während Nr. 5, das niedliche



Figur 6. Stelzvögel-Eier (natürliche Größe). 1. Trappe; 2. Kranich; 3. Seeregenpfeifer; 4. Fischreiherr; 5. Getüpfeltes Sumpfhuhn.

auf der ganzen Welt keinen Mann giebt, welcher so schön schreibt, wie es Papa verlangt!"

"Was verlangt Ihr Vater?" wiederholte er gedehnt.

"Ei, eine Schriftprobe! Er hat es hoch und teuer versprochen, daß ich nur einen Mann heiraten darf, welcher durch seine Handschrift Garantie für einen tadellosen Charakter giebt!"

"Undenkbar! Hat der Landrat auch Probe schreiben müssen?"

Sie nickte übermütig. "Und ob!"

"Und hat so glänzend bestanden?"

Rose zog eine schelmische Grimasse. "Na, so ganz hervorragend war die Sache nicht, und das hält Papa der Salome jedesmal vor, wenn sich das Ehepaar gezannt hat! Ganz unter uns gesagt" — sie trat voll reizender Wichtigkeit näher und hielt die Hand gegen den Mund, während die großen Augen ernsthaft zu ihm aufschauten — "steht sich Papa nicht so glänzend mit Siegfried und behauptet, Salome habe ihm damals sein Jawort nur durch List entlockt. Er will nun bei mir desto strenger und gewissenhafter sein, denn er meint, einen Schwiegersohn mit harmonischer Handschrift könne er doch verlangen!"

"Alle Hagel, das ist ja eine nette Geschichte!"

"Eigentlich finde ich sie gar nicht so nett, denn wenn mir nun vielleicht doch einmal einer gefällt und der schreibt unharmlosich..."

"Na, das wäre immerhin noch geschrieben! Aber was soll ein armer Teufel anfangen, der überhaupt nicht schreiben kann?"

Und er hielt ihr mit wahrhaft verzweifelter Blick seine daumenlose Hand entgegen. Einen Augenblick stand Rose sprachlos. Daran hatte sie gar nicht gedacht. O Himmel, wie todesverlegen sie ward.

"Ueberrnorgen giebt Tante Sidonie ihre Kaffeegesellschaft!" stieß sie hervor, um von etwas anderem zu reden.

"Wissen Sie was, Fräulein Rose? Ich lerne jetzt mit der linken Hand schreiben!"

"Erst soll es Stolle, Mandelfuchen und Zimmetstengel geben, und zum Dessert Weincrmee mit Makronen!"

"Nein, zum Dessert giebt es etwas viel Schöneres!"

"Ei, das müßte ich doch wohl zuerst wissen! Und was denn, wenn man fragen darf?"

Joachim warf sich in die Brust: "Uns Herren!"

Darauf lachten sie beide. Gottlob, es kam wieder zum Necken! Da waren sie beide in ihrem Element, und zwischendurch trat mal wieder eine ernste landwirtschaftliche Besprechung dazwischen, dann verhandelten sie höchst feierlich und ehrwürdig, bis ein Schmetterling über den Weg flog und Rose lachend versuchte, ihn mit spitzen Fingern auf den Primeln zu fassen.

Joachim warf den Hut danach, und dann begann, ehe sie selber recht wußten wie, eine lustige Jagd.

*

Welch ein geheimnisvolles Treiben in der Küche! Kein Mensch ahnte etwas davon.

Nachten Schritte, so fauchte Mamsell nach der Thür und schaute aus, und wenn sie dann schon dem Kommennden von weitem entgegenrief: "Guten Morgen, Herr Major! Die gnädige Frau ist nicht hier!" oder: "Was wünschen Sie denn, liebe Miß?" oder gar: "Die Damen sind in dem Park, Herr Landrat!" dann huschte eine graziose Gestalt hastig in die Speisekammer, sich dort zu verbergen.

Salome lernte kochen, wahr und wahrhaftig kochen! Und Rose und alle, welche in das tiefe Geheimnis eingeweiht waren, hielten reinen Mund, als ahnten sie, wie viel Glück für zwei junge Menschen von diesem Studium abhing.

Was Salome früher so äußerst unsympathisch gewesen, das interessierte sie jetzt auf das lebhafteste. Welch ein Stolz, wenn sie selber eine Speise zubereitet hatte, wenn Siegfried dieselbe bei Tisch gar lobte und Rose, als der vermeintlichen Meisterin, große Komplimente sagte.

Salome sah dann errötend unter sich, oder ihr Blick huschte zu der Mutter hinüber, welche ihr bedeutsam zulächelte.

Allerdings war es schwer, sehr schwer, Siegfrieds Ahnungslosigkeit dabei zu ertragen. Hier, wo er Gelegenheit hatte, zwischen ihr und Rose Vergleiche anzustellen, schien sie immer mehr "Bild" für ihn

zu werden. Sie hatte den Wagen ihres Mannes, welcher seinen Dienst eine Weile lang sehr gut von Jeseritz aus versehen konnte, kommen hören und stürzte in ihr Zimmer, sich von den Spuren ihres Fleißes zu reinigen. Ihr Geheimnis amüsierte sie jetzt und reizte sie an, den gestrenghen Tyrannen möglichst lange auf seinen Sieg harren zu lassen. Als er eintrat, saß sie im Frisiermantel und ordnete ihr Haar.

Er blieb überrascht stehen, eine Wolke des Unmuts trat auf seine Stirn.

"Es ist zwölf Uhr. Machst du eben erst Toilette?"

"Um... habe ein bißchen lange geschlafen."

"Rose ist schon seit sechs Uhr in Haus und Hof thätig."

"Mein Gott... so laß sie doch! Es macht ihr eben Freude!"

"Allerdings. Und dir macht es keine Freude!"

Um ihre Lippen zuckte es. "Nein, nicht im mindesten!"

"Und du leistetest weiter nichts als zu schlafen?"

Sie kicherte. "Ich träumte von dir! — Ist das nicht zehnmal wertvoller?"

Er sah sie von der Seite an. Was hatte sie? Ihre Worte klangen wie Ironie. Dabei die Heiterkeit und das gerötete Gesichtchen, die vortreffliche Laune... Was bedeutet der Umschwung? Hat sie sich etwa wieder mit Elten versöhnt? Glühend heiß wallt es plötzlich in ihm auf.

"Kommen heut Gäste?" fragt er, und seine Stimme klingt so seltsam, daß Salome aufschaut.

"Böhl möglich! Sehnt du dich danach? Ach... und ich bin so glücklich, wenn ich mit dir ganz — ganz allein bin!" Sie lacht abermals, und ihr Blick blüht verführerisch zu ihm auf.

Dahinter steckt etwas! Er steht mit zwei Schritten an dem Tisch und reißt ein Briefchen, welches halb unter das Morgenhäubchen geschoben ist, hervor.

"Ah... ein Billetdoux — darf man nicht wissen, von wem?"

Salome ist sprachlos. Wie er aussieht, wie sein Auge flammt... sollte er glauben, es sei von Elten, sollte... sollte... Herr des Himmels, sollte er eifersüchtig sein!

Sie kann vor Ueberraschung nicht sprechen, sie ringt nach Atem. Und er steht vor ihr und sieht sie schier drohend an. Dann nimmt er den Brief, wirft ihn hastig hin und beißt sich auf die Lippen.

"Meinetwegen! Korrespondiere doch mit wem du Lust hast!" sagt er stolz, zuckt gleichmütig die Achseln und verläßt das Zimmer.

XXI.

Noch nie im Leben war Salome so überrascht gewesen, als in diesem Augenblick. Sie saß regungslos und starrte noch immer auf den Fleck, wo Siegfried soeben gestanden. Er war eifersüchtig! Wie ein Taumel des Entzückens überkam es die junge Frau. Er hatte sich verraten, er liebte sie doch, und seine Gleichgültigkeit war nur Komödie. Und das hatte er so lange Wochen durchführen, es über das Herz bringen können, sie derart zu quälen? Warte, du Bösewicht! Dafür sollst du gestraft werden!

Sie sinnt und sinnt, und plötzlich kommt ihr ein toller Gedanke, sie klatscht vor Vergnügen in die Hände. Ja, das ist eine großartige Idee! Heute nachmittag giebt ja Tante Sidonie die vielbesprochene Kaffeegesellschaft. Alle Damen werden bei ihr versammelt sein, und Siegfried wird sicher in dieser Zeit das Zimmer hier betreten, um Siesta zu halten. Er wird den ominösen Brief unverändert auf seinem Platz liegen sehen, und er wird nicht widerstehen können, einen Blick hinein zu thun. Ist er wirklich eifersüchtig, so kennt er keine Skrupel, sondern hegt nur den einen Wunsch, klar zu sehen. Er wird den Brief lesen, aber nicht den harmlosen der Frau Doktorin, welcher darin steckt, sondern einen andern!

Hastig holt die junge Frau ihre Schreibmappe herzu, wählt einen rosa Vogen und macht sich an die Arbeit.

Vor allen Dingen muß sie die Schrift verstellen. Sie malt und kratzt mit der Feder die fremdbartigsten Buchstaben und schreibt: "Geliebte! Teuerste! Namenlose Sehnsucht nach Dir verzehrt mich! Ich habe

alles Herzeleid vergessen, welches Du mir durch Deine Heirat zugefügt, denn ich weiß, Du bist unglücklich, Du leidest! Ich hörte alles: wie Dein herzloser, gefühlloser Tyrann von einem Mann Dich kalt und gleichgültig behandelst, wie er schon seit Wochen neben Dir hergeht, kaum noch einen Blick, noch einen Händedruck für Dich hat! Und warum? Weil Du zartes Prinzgeßchen Dich für zu gut hältst, grobe Mägdarbeit zu thun! Anstatt durch Liebe und zärtlichste Vorstellungen Dich seinem Wunsche geneigt zu machen, spielt er sich auf den Barbaren hinaus. Sein ist die Schuld, wenn er Dich holbe Frühlingsblüte dem Sturm aussetzt, welcher Dich nun doch an meine Brust weht. Ja, ich komme! Ich komme als Retter und Befreier! Ich werde Deine Ketten brechen und Dich von einem Mann erlösen, welcher Dich, Kleinod, nicht zu würdigen weiß und nicht verdient! Ich komme, sobald ich alles vorbereitet habe. Wenn Du willst, entführe ich Dich! Bis dahin in Liebe Dein ewig treuer Hermann."

Ja, "Hermann" ist gut! "Hermann" ist Sammelname, so heißen sehr viele Leute auf der Welt.

Salome lachte, daß sie kaum noch die Feder halten konnte.

Nun schnell den Brief in das Couvert gesteckt... und viel Vergnügen, Herr Landrat!

So, hier auf den Tisch... ein wenig unter die Bücher geschoben... finden wird er den Brief auf jeden Fall.

*

Die Kaffeegäste der Tante Sidonie waren für vier Uhr eingeladen, und präzis zu der befohlenen Stunde rollte ein großer Krenser heran, welcher die Blüte von Feldheim in den absonderlichsten Gestalten sowie in den mannigfachsten Jahrgängen entlud.

Siegfried und Joachim standen verborgen hinter einem Parterrefenster und staunten das Sehenswerte an.

Das schöne Wetter hatte die Damen zumelst veranlaßt, helle Gewänder anzulegen. Die Bergrats-töchter hatten sogar "Rosa" gewählt. Die Frau Apotheker trug noch ihren roten, goldbesetzten Baschlik, welchen ihr "gutes, liebes Tierchen" — das war ihr Mann — auf der Hochzeitsreise gekauft hatte, und welches Prachtstück vor Zeiten sogar in dem Feldheimer Intelligenzblatt eingehend besprochen war.

Man machte Knickse, welche jedem Mennewett zur Ehre gereicht hätten, nötigte sich eine Viertelstunde vor der Thür, wer zuerst eintreten solle, bis schließlich — Ehre, wem Ehre gebührt — der Affenpintfcher der Miß Howard den Anfang machte und die dicke Apothekerin durch einen neckischen Stoß der Bergrätin ihm nachslog. Da war der Wahn gebrochen, und jede drängte sich vor.

Tante Sidonie hatte nichts von der gewinnenden Begrüßungsfreude der Gastgeberin im Gesicht. Im Gegenteil, sie schien heute in Grobheit zu excellieren, was man aus dem verlegen-erzwungenen Denmtz-lachen der jeweilig Betroffenen entnehmen konnte.

"Tripp und trapp, sie ziehen ab!" recitierte Schilling aufatmend, als sich der weibliche Heerhaufen die Treppe emporwand, nach dem Salon der Frau Professor.

"Nachher horchen wir," schmunzelte der Landrat. "Habe schon alles vorbereitet. Ueber den Balkon können wir bequem in das Nebenzimmer gelangen, die Fenster stehen offen." —

Die Frau Professor hatte ihre Gäste hinauf in ihre "gute Stube" geleitet. Zuletzt betrat auch Salome an der Seite ihrer Mutter das Zimmer, und beide Damen wechselten einen überraschten Blick. In grellstem, frischstem Königsblau prangten die ehedem so alten, verschliffenen Möbel, und Tante Sidonie prüfte mit triumphierendem Blick die Wirkung dieser Neuigkeit in den Gesichtern ihrer Hausgenossen. Dann teilte sie die Plätze aus, nicht wie gewöhnlich üblich, streng nach Rang und Würden, sondern wie es ihr lust in den Raum paßte. Zu allgemeinem Staunen wurde Salome an ihre Seite beordert, und darüber machte die Frau Apotheker ein so schwer gekränktes Gesicht, daß Frau v. Born kein andres Mittel wußte, sie zu versöhnen, als daß sie schnell den königsblauen Sessel vor den Platz der würdigen Dame schob und selber bescheiden auf einem Rohrstuhl niederließ.

Solange gegessen und getrunken wurde, war

es ziemlich still; als aber eine der Damen nach der andern die Arbeit aus dem Pompadour entwickelte und guter Sitte gemäß Speise und Trank bis in den siebenten Himmel lobte, da begann das Wächlein der Unterhaltung zu plätschern.

Plötzlich trat feierliche Stille ein. Tante Sidonie erhob sich und kündete den Herrschaften eine Vorlesung aus ihrem neuen epochemachenden naturwissenschaftlichen Werke an. Kolossaler Beifall. Der ganze Hofstaat schwimmt in Entzücken, man überbietet sich, das denkbar größte Interesse zu bezeigen.

„Ueber neue Forschungen auf dem Gebiete der Gliederfüßler, ihre Atmung durch Tracheen, über Parthenogenese und Generationswechsel. Beginnend mit den Aptera bis zu den Hemiptera, schließend mit den Rhynchota.“

„Wie unbeschreiblich interessant!“ exaltieren sich die Damen, und der Vergrätin Jüngste preßt schwärmerisch die Hände gegen die Brust: „Gerade dafür habe ich mich stets begeistert!“

Die Umstehenden wechseln ein paar giftig-ironische Blicke. Tante Sidonie aber schlägt feierlich das Buch auf und beginnt zu lesen.

Alles lauscht voll Ehrerbietung, keine wagt sich zu rühren, der Respekt verbietet sogar das Arbeiten. Steif und stumm, die Augen mit dem Ausdruck hilflosester Verständnislosigkeit auf die Leserin oder in die Luft gerichtet, lassen die Schönen von Feldheim einen Schwall lateinischer Worte und unbegreiflicher Thatsachen über sich hingehen. Dazu ist es drückend heiß in dem nicht allzu großen Zimmer.

Die dicke Apothekerin trocknet sich die Stirn, die andern Damen folgen ihrem Beispiel. Der Schweiß rinnt in Strömen, aber was hilft es? Man lauscht entzückt. Allzu lange wird es ja nicht dauern! Aber es dauert lange; die harte Stimme klingt rastlos weiter wie eine Blechtrummel. Da hebt die Vergrätin mit verzweifelter Grimasse das Taschentuch — sie gähnt. Die Apothekerin sieht es und muß rettungslos mitgähnen, und rechts und links heben sich die Hände an den Mund. Welch drückende Schwüle! Die Mittmeisterin kann so wie so keine Hitze ertragen, sie schläft regelmäßig in der Kirche ein, und jetzt deutet es ihr, die Frau Professor steht auf der Kanzel und predigt. Da gähnt auch die Doktorin neben ihr — ei, es wird ja nichts schaden, Frau Sidonie sieht ja nicht auf — und nach zwei Minuten sinkt ihr Kopf vornüber, die Frau Mittmeister schläft.

Die Glückliche! Die Vergrätin wehrt sich auch nicht länger, auch ihr schönes Haupt neigt sich. Ihre Töchter sitzen zu weit entfernt, um sie kniffen zu können.

Und die Uhr tickt und die Sonne brüht, und die Leserin macht keine Pause.

Plötzlich horcht sie erstaunt auf: welch ein seltsam rasselnder, sägender Ton! Sie stutzt. Da klingt es wieder, und abermals ... dröhnend laut und schrecklich.

Salome schüttelt bedenklich den Kopf, die Tante blickt über Buch und Brille auf. Ja, was ist denn das? Wie in Dornröschens Schloß sitzen rings ihre Vasallinnen und schlafen, schlafen tief und fest, ja, die Apothekerin schnarcht sogar wie ein Wachtmeister. Nur Salome ist die einzige, welche andächtig gelauscht hat.

Da überkommt die Professorin der Zorn eines Moses, als er, ergrimmt über sein verderbtes Volk, die Tafeln des Gesetzes zur Erde schmetterte. Auch sie hebt ihr Buch und knallt es auf den Tisch, daß alle Rasseaffen hoch in die Luft fliegen.

Ein gellendes Angstgeschrei. Die Damen fahren zu Tode erschreckt aus süßen Träumen auf, die Vergrätin zetert schlaftrunken: „Eine Explosion! — Dynamit!“ und tritt ihrer Nachbarin auf die Gühneraugen.

Gleichzeitig ein schallendes Gelächter nebenan. Born und Schilling stehen auf der Schwelle und verneigen sich: „Wünsche wohl geruht zu haben,“ sagt der Landrat. „Liebe Tante, das Mädchen bringt die Bowle.“

Die Professorin erhebt sich steif und feierlich. Ihr Antlitz zuckt in beleidigtem Stolz. „Gut; andre Nahrung paßt auch nicht hierher, man soll die Perlen nicht ...“ Spricht's und trägt ihr Buch davon. Die Damen sitzen wie gelähmt. Etliche blicken beschämt in den Schoß, andre wollen ihre

Verlegenheit hinter krähenndem Lachen verbergen. Die Herren helfen über die Verlegenheit hinweg, außerdem kommt die süße Speise und die Bowle. „Setzt schon?“ wundert man sich.

Der Landrat sieht sehr ernst aus.

„Ja, denken Sie nur, meine Damen, Ihr Kutscher muß falsch beschieden worden sein. Anstatt um acht Uhr kam der Wagen schon jetzt. Ich bestürmte den Kutscher, noch die zwei Stunden zu warten, aber er behauptet, das könne er nicht, höchstens eine halbe Stunde bewilligt er.“

„Dann schnell mit dem Essen heran!“ ruft die Professorin mit harter Stimme. Dann tritt sie neben den Landrat. „Wie kommt ihr in das Nebenzimmer? Ihr habt gehorcht!“

„Allerdings. Wir hörten Sie lesen, da wollten wir nicht zu kurz kommen.“

„Nun — und Ihr seid wach geblieben?“

„Natürlich. Ich wollte gern die Schnitzer zählen, welche Sie gemacht haben, teuerste Tante.“

„Hm ... und wie viele waren es?“

Siegfried zuckt die Achseln. „Se nun, Ihr Mann war ja ein bedenkender Gelehrter.“

„Was habe ich damit zu thun?“

„Alles; Sie haben das Buch bei ihm abgeschrieben.“

Der Sprecher wollte derb sein und war daher äußerst erstaunt über das strahlende Lächeln, welches über die Züge der Professorin glitt. „Hm ... das läßt sich hören. Eine größere Anerkennung kann das Buch nicht finden. Sie haben sich mit Ihren eignen Worten geschlagen, Herr Neffe, und alles gut gemacht, was die Brut am Rassefisch dort gesündigt hat.“

Kein Schmeicheln, kein Bitten und Betteln, kein noch so derbes Liebesgeständnis konnte Tante Sidonie versöhnen, sie blieb ihren Gästen gegenüber ein Marmorbild. „Hab' das Gefindel neulich schon durchschaut,“ sagte sie zu Herrn v. Schilling; „elende Erbschleicher, weiter nichts.“

Tante Sidonie gab auch das Signal zum Aufbruch, indem sie mit entsprechendem Blick die Weinflasche, aus welcher die Bowle nachgefüllt werden sollte, an sich heranzog, den Kork mit der flachen Hand fest einschlug und diktatorisch erklärte: „Weg damit, es trinkt niemand mehr.“

Da sahen sich die Damen mit wahren Armeesündermienen an und füllten sich entlassen. Sie erhoben sich, und das Knicken begann von neuem. Plötzlich aber dröhnte aufs neue ein Gelächter durch das Zimmer. Der Landrat und Joachim warfen sich auf die nächsten Stühle und hielten sich die Seiten vor Vergnügen. „Rehrt, meine Damen, kehrt!“

Das war eine schöne Bescherung! Die neuen Aufbürstefarben, welche Tante Sidonie so stolz in Anwendung gebracht, hatten sich bitter für den Tort gerächt, welchen die Feldheimer Damen ihrer Herrin angethan. Jede der Schönen bewies das. Wer auf den königsblauen Sesseln gefessen hatte, nahm die Farbe mit nach Hause.

Ein außerordentlicher Tumult erhob sich. Die schönen hellen Kleider! Und dieser Anblick für die Herren! Man vergaß den Abschied. Rückwärts zur Thür hinaus chaffierend, flüchteten die Holden nach dem Omnibus.

Während dessen hatte sich Herr v. Welfen sehr gelangweilt. Zeitungen gab es heute nicht, und spazieren gehen mochte er in der Mittagssonne nicht. Da setzte er zuerst eine Annonce für das Jeseriker Kreisblatt auf, und zwar im Interesse seiner Tochter Salome, so, wie er es mit ihr und Siegfried besprochen hatte: „Ein neuer Diener wird gesucht. Schriftliche Anmeldungen sind zu richten an Major v. Welfen, Jeserik.“

Dann brachte Wulff einen Brief, welchen der Kutscher des Damenomnibus abgegeben hatte, eine Schusterrechnung. „Hm, ob das der Meister selber geschrieben hat? Wollen doch gleich mal nachsehen, was hinter dem Kerl steckt. Seine Preise kommen mir hoch vor; wenn sich in der Schrift Anzeichen für Habgier, Gewissenlosigkeit und Verschlagenheit vorfinden, ist der Monsieur ein Betrüger und überbietet seine Kunden.“



Rheinische Städtekultur.

Es ist Recht wird heute oft über das Ueberwuchern der materiellen Fragen geklagt, welche die rein idealen Bestrebungen in den Hintergrund drängen, aber auch die neue Zeit weist Regungen höherer Art auf, und zu diesen gehört das Erwachen und Erstarren historischen Sinnes, der in Deutschland namentlich seit der Wiedererrichtung des Reiches edle Früchte zeitigt. Seit wir Deutschen uns wieder eines wahrhaft einigen, alle Volkstämme in unverbrüchlicher Treue fest umschließenden Vaterlandes

erfreuen, entwickelt dieser historische Sinn immer schönere Blüten. Gern versenken wir uns wieder in die Vergangenheit, lassen die Tage altdeutscher Herrlichkeit, deren wir einst in unsrer Ohnmacht nur mit Weichmuth gedanken konnten, mit Freuden aufs neue vor uns erstehen und scheuen auch das Versinken in die trüben Zeiten des Vaterlandes nicht, denn wir trösten uns: sie sind nur ein Mal zur Warnung vor Bruderzwist und häuslichem Krieg und lehren nie wieder!

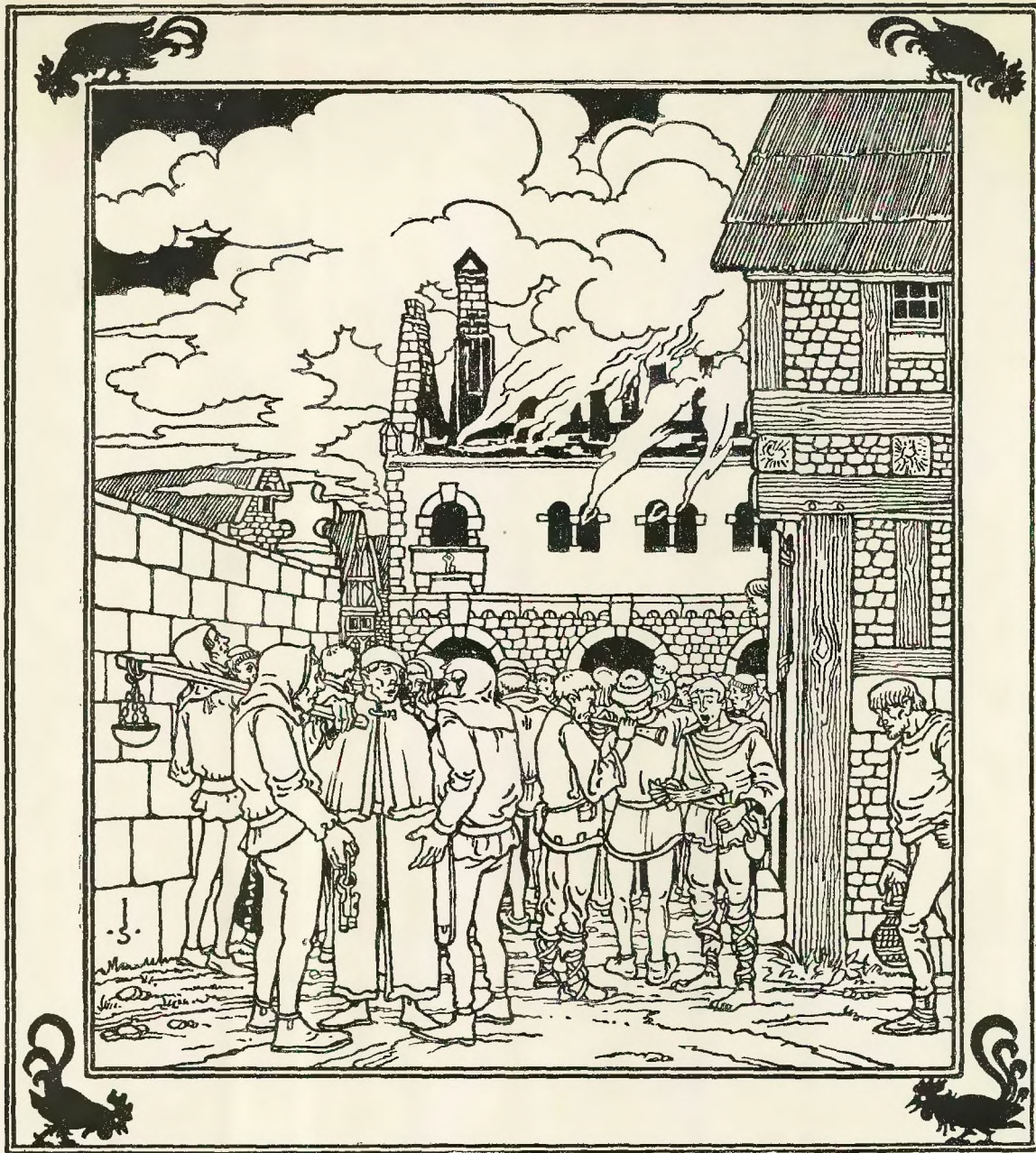
So stolz wir nun auf unsre germanische Eigenart sein mögen, die Kultur verdanken unsre Vorfahren den Fremden, und die feinere Gesittung kam über die deutschen Marken erst vom Rheine her. Die Eroberung der Rheinlande war für die Römer eine Nothwendigkeit, denn erst dadurch wurde ihnen der Besitz von Gallien wirklich gesichert, und indem die römischen Legionäre die Grenzen des Weltreiches schützten und erweiterten, verrichteten sie zugleich eine Kulturarbeit. Der Legionär war kein gemeiner Soldat im modernen, landläufigen Sinne. Etwa wie heute in Indien auf einen englischen Soldaten zehn Eingeborene zur Bedienung und Hilfeleistung kommen, so hatte auch der Legionär seine Diener, so daß die Zahl der Nichtkombattanten die des kriegstüchtigen Heeres weit überstieg. Und nicht nur auf die Kriegskunst, sondern auch auf die Werke des Friedens verstand sich der Römer; er war Ziegelbrenner und Mörtelbereiter, Maurer und Zimmermann, und die Centurionen waren nicht bloß Kriegshauptleute, sondern auch Ingenieure und Architekten. Handwerker aller Art, selbst Künstler begleiteten das Heer oder folgten ihm nach, und wo immer der Römer festen Fuß faßte, gründete er Städte oder wandelte bereits bestehende Weiler in solche um. Die wichtigsten Punkte wurden durch vorzügliche Straßen miteinander verbunden, die Straßen durch Kastelle gesichert, und auch die letzteren gestalteten sich zu Städten aus. Nachbauten entstanden innerhalb der Mauern, und herrlich ausgeschmückte Landhäuser wuchsen in der Nähe empor.

Was hier in knappen Zügen flüchtig skizziert worden, legt Professor Dr. Heinrich Voos lichtvoll und fesselnd in seinem jüngst erschienenen Werke dar: „Geschichte der rheinischen Städtekultur von den Anfängen bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung von Worms“ (Berlin, J. A. Stargardt). Mit seinem auf gründlichem Quellenstudium beruhenden Inhalt und der vornehmen Ausstattung stellt sich das Buch als ein Werk dar, mit dem sich auf diesem Gebiete unsrer Litteratur kaum ein andres vergleichen läßt. Zu seiner Vollendung bedurfte es jahrelanger Forschungen, und das äußere, von Künstlerhand reich verzierte Gewand ist so kostbar, daß von der Veröffentlichung ein materieller Gewinn, zumal bei dem wohlfeilen Preise, schwerlich zu erwarten steht. In der That verdanken wir das Werk in erster Linie der Vaterlands- und Heimatsliebe eines Mäcens, des Freiherrn Cornelius W. Heyl zu Herrnsheim, dessen Familie sich schon seit Generationen große Verdienste um das Gedeihen der Stadt Worms erworben hat. In den Fußstapfen der Ahnen wandelnd, trug er sich mit dem Wunsche, daß eine Geschichte der altberühmten Stadt geschrieben werde, die nicht, gleich früheren Arbeiten, fragmentarischer Art wäre, sondern den Strom der städtischen Entwicklung durch alle Wechselfälle der Jahrhunderte hindurchführe. In Professor Heinrich Voos, der die Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Worms durch ein treffliches Werk bereichert hat, fand Herr Heyl den rechten Mann zur Verwirklichung seiner Absicht, aber welche gewaltige Arbeit blieb ihnen beiden noch vorbehalten, bis überhaupt die erste Grundlage geschaffen war! Das Stadtarchiv von Worms gleich einer Kuppelkammer, und erst nachdem hier einigermassen Ordnung geschaffen war, konnte zur Durchforschung der Geschichtsquellen geschritten werden. Professor Voos konzentrierte seine Hauptthätigkeit auf das Studium der ehemaligen rheinischen Freistädte, und indem er sich vornahm, die Stadt Worms gleichsam als typisch zum Mittelpunkt der Darstellung zu machen, behielt er doch die allgemeine geschichtliche Entwicklung im Auge, so wie dies jetzt in seinem Buche klar zu Tage tritt. Dasselbe in echt künstlerischer Weise auszustatten, erschien eine Nachahmung der Werke des sechzehnten Jahrhunderts geeignet, die mit

(Fortsetzung folgt.)

ihrer Kunst zu verzieren selbst ein Dürer, ein Holbein nicht verschmäht haben. Ein Berufener als Joseph Sattler konnte mit dieser Aufgabe kaum betraut werden; in wahrhaft genialer Weise hat er sie gelöst, und wäre der Name des Künstlers nicht besonders genannt worden, so möchte man wirklich glauben, in diesen Stadtansichten, Abbildungen aus dem kirchlichen und bürgerlichen Leben, Initialen, Bignetten und sonstigen Zierstücken eine Wiedergabe aus vergilbten, ehrwürdigen Chroniken oder die Handzeichnungen alter berühmter Meister zu erblicken.

Die Stadt Worms — so wollen wir noch aus dem Werke recapitulieren — ist keltischen Ursprungs. Ptolemäus, der berühmte Geograph um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., nennt sie *Borbetoromagos*, und bei lateinischen Schriftstellern des folgenden Jahrhunderts heißt sie *Borbetomagus*. Der zweite Bestandteil des Namens (*magus*) bedeutet „Feld“ und den ersten Teil (*Borbet*) leiten Kenner der keltischen Sprache von *Borveto* ab, dem alten Namen des Baches, der nördlich von Worms in den Rhein mündet (heute *Primm* genannt). Später erscheinen die Namensformen *Gormetia*, *Warmatia*, *Uormatia*, in den ältesten deutschen Urkunden: *Wormeze*, *Wormize* und *Wormze*, im *Nibelungenlied*: *Wormez*, *Wormze*, *Wormz*. Welche Rolle die Stadt in der



Verflörung des Stadthauses zu Worms, 1252. Von Joseph Sattler.

Aus „Geschichte der rheinischen Stadtkultur“ von Heinrich Voos.

deutschen Heldensage spielt, ist bekannt. In großen, sicheren Zügen schildert der Verfasser die Herrschaft der Burgunder wie der fränkischen Könige, die Worms zur Residenz wählten, und das Reich Karls des Großen, um dann bei der Begründung der bischöflichen Herrschaft und ihrer Bedeutung für Stadt und Land länger zu verweilen.

Besondere Abschnitte, die auch für die allgemeine Kulturgeschichte kennzeichnend sind, widmet er den städtischen Einrichtungen und dem Zeitalter Friedrich Barbarossas. Während dieser Kaiser an dem Bischof Konrad II. einen Freund und Verbündeten gehabt hatte, traten nun im Rheinlande scharfe Gegensätze zwischen weltlicher und kirchlicher Herrschaft zu Tage, auch die Stadt Worms wurde in den Sturm und Drang hineingezogen, und genau erfahren wir, wie weit die Teilnahme der Bürger an den Kämpfen sich erstreckte. Die Schilderung des großen rheinischen Städtebundes von 1254 bildet den Schluß dieses ersten Bandes. Ein gewaltiges Stück Zeit- und Kulturgeschichte entrollt der Verfasser lichtvoll vor unsern Augen, und diejenigen, die ihm folgen, werden mit Spannung der Fortsetzung entgegensehen. Hier wird ein Werk geboten, das seinen Schöpfern zur hohen Ehre gereicht und für alle Zeit eine Zierde der deutschen Litteratur bedeutet. E. Sch.

— Für müßige Stunden. —

Kreuz- und Quersug.



Schiebrätsel.

B l a c h f e l d
D e m o k r i t o s
I q u i q u e
S e e s c h l a n g e
A l t a i b e r g g e b i e t
B o d e n s e e
S h e t l a n d i n s e l n
G a r t e n l a u b e
E s t r e m a d u r a
Z e i t d i f f e r e n z
F i c h t e n b e r g
M e i l e n s t e i n

Die vorkommenden Wörter sollen so untereinander geschoben werden, daß drei aufeinander folgende Senkrechte ein französisches Sprichwort ergeben.

Silberrätsel.

Drei Silben nennt mein Wort dir in acht Zeichen,
Und gar zu gern hat's seinen Spaß mit dir;
Jedweden Tiere ist es zu vergleichen,
Bald süßen Inbatts, bald nur äuß're Zier.
Zwei Zeichen fort, da eilt's mit Windesschnelle,
Zweifelhafig zwar, davon in schein'ger Hast;
Ein hochgefeilter, flüchtiger Gefelle,
Ist doch bei Tisch er ein willkommener Gast.
Streich abermals den Kopf, nun beugt es willig
Den stolzen Hals des Meisters fluger Hand,
In Kraft dir überlegen, ist's doch billig,
Daß dir es unterthan in jedem Stand.

A. G. G.

Pluralrätsel.

Wenn du von Gefahr bedroht,
Der du nicht gewachsen bist,
Wie willkommen in der Not
Dir das Rätselwörtchen ist!
Doch wenn es zum Plural wird,
Meide lieber seine Nähe;
Reicht ein Abenden sich verirrt,
Und es thut dir bitter weh.

M. Sch., Kassel.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 504:

Der Verwandlungsaufgabe: Athen — Aßen — Aßer
— Otter — Ater — Kanaa.
Des Königszug = Möffelsprungs:

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schied mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gieb leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne. (Ostwald Halle.)

Der Dechiffrierungsaufgabe. Die Buchstaben enthaltenden Felder erscheinen durch zwei Einschnitte nach links oder rechts geneigt. Verbindet man der Reihe nach zunächst die Buchstaben aller nach links, sodann diejenigen der nach rechts geneigten Felder, so erhält man:

Wie anders ist's, wenn die Liebe tadelt,
Die Liebe, die jede Silbe adelt,
Als wenn der Haß, der wie Dornen sticht,
Als wenn der Haß seine Meinung spricht.

Frida Schanz.

Des Silberrätsels: Arde, Voge, Eis, Pedal; Velocipede.

Schachbriefwechsel.

H. R. in Leipzig. Ihr Versuch zu 21 stimmt nicht; der König geht über es nach b4.

H. R. in Neubidichow. Nr. 22 wird so, wie Sie glauben, nicht gelöst; der König schlägt im 2. Zuge den Sch.

Anonymus in Stuttgart. Brief lagert an gewünschter Stelle.

A. v. S. in Wien. Ihre „Komposition“ ist erstens nebensächlich durch 1. Sd4—b5 und zweitens deshalb unvertauschbar, weil die Lösung mit einem Schachgebot beginnt.

D. Schmid in Zürich. Bezüglich der verspäteten Mitteilung Ihrer Lösungen zu 15, 16, 17, 19 liegt in der That ein Versehen unfererseits vor, das wir zu entschuldigen bitten. Unser Briefkastennotiz in Nr. 28 sollte nur Ihren Irrtum berichtigen; verüßelt hatten wir Ihnen nichts, und es hätte einer so umständlichen Auseinandersetzung nicht bedurft. Wir entnehmen indessen daraus Ihr äußerst reges Interesse, für das wir Ihnen sehr dankbar sind.

R. W. Schacht in Oppeln. Zu Nr. 22 übersehen Sie den Sa6, der das Feld e7 verteidigt. Für die Mitteilung der fraglichen Partie wären wir Ihnen sehr verbunden.

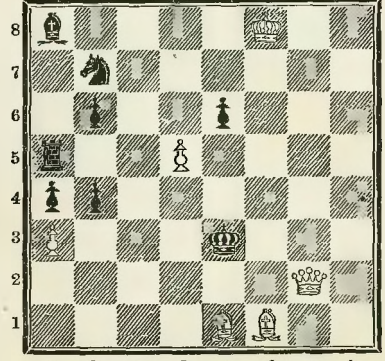
Richtige Lösungen fanden ferner ein: D. Schmid in Zürich zu 15, 16, 17, 19, 20, 21; H. Zurlach in Hamburg zu 20 und 21; H. K. in 92. (Postkempel Wielikien) zu 20, 21, 22; R. W. Schacht in Oppeln, J. W. in Hebelwienboog und Ch. G. in St. zu 21; Dr. Wulff in Hamburg zu 21 und 22; F. Materne in Breslau zu 22 und 23; Professor R. Wagner und Leopold Wagner in Wien zu 23.

Aufgabe 26.

Von F. Gifar in Pilsen.

(„Svetozor“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 23 S. 488:

A. 1. Se7—c8
2. 1. Ke6×d5
2. Dh6×f6
3. e5—e4 ob. bel.
4. Df3—d6, Sc8—b6 matt.

A.

1. e5—e4
2. Dh6—f8
3. Df8—g8, d6, ×f5 matt.

B.

1. b3—b2, d3—d2
2. Dh6×h7
3. Dh7—g8, e4, ×f5 matt.